

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1875)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655285>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Sinkenden Boten Neujahrsgruß.

Z'mit i de Berge ist vor alte Zyt,
S'ist fieder scho mäns hundert Jahr vorby,
Am blaue See, umringt vo grüne Matte
Es fründlich's suber's Schwyzerhüsi gsy.

S'het just nit Gattig g'macht vo Geld und
Gülte

Und nit vo Hochmuth oder itler Pracht.
Währschaft ist's gsy, doch chly u ganz bescheide,
Mit Zierrath het's nit öppe Hoffahrt g'macht.

Und mänge böse Sturm het es bestande,
Bald ist der Byslust cho und bald der Föhn,
Bald grossi Bäch, vom See her wildi Welle;
Das Hüsi het's ebha, syg's wüßt, syg's schön.

Drei Brüder hei mit Wyb u Chind drinn
ghuset

Und het e Find zum Hüsi welle cho,
So hei sie, alli starchy grossi Bursche
Dä Friedesstörer wüßt i d' Finger g'no.

All'sgmach, wie's geit, het sich d' Familie
gmehret
Und findt im alte Hus schier nümme Platz;
Me weiß vor Lüte schier nit wie si chere
Und — wo me z'eng ist git's gern Strit u
Hatz!

Me het sich glitte währed länge Jahre,
Het öppe hie und da en Abau g'macht,
Doch 's het nit ghulfe z'legt, trotz allem Flicke;
D'Zyt het geng neuu Jugeb mit sich bracht.

Z'lez si im Hüsi du statt dreie Brüder
E Schaar vo zweuezwänzig Manne gsy,
Und endlich het me gfunde, für die alli
Syg z'alte Hüsi nüsti z'eng u z'chly.

Die einte hei zwar gmeint, me müß si lyde,
Der Sege hafti nur am alte Hus,
Die andere hei gseit, die alti Treui,
Nit z'alte Hüsi mach der Sege us.

Lang hei si zangget u drob schier vergesse,
Si syge Brüder und von einem Blut,
De einte het me für, si syge Anorzer,
De and're Unbedacht und Uebermuth.

So ist di Sach längsstücks bim Alte bliebe,
Im enge Hus die grossi Brüderschaar;
Sie hei sich glitte, öppe sich chli plaget
Bis zum April im viereßezger Jahr!

Da het du s'Mehr vo dene Brüder b'schlosse,
Es größers Hus müß jeze einisch sy;
Die andere hei täubelet u gmugglet;
S'hilft nüt, dä B'schluß ist fest, es blibt derby.

Me geit a's Werk u fahet fräsch a dran
z'baue,
Am neue Hus „zur Bundesrevision“;

Ufgrichtet ist's, doch no nit deckt u gmuret,
Und offen ist's für Rege, Sunn u Mond.

Z'Tannbuschli, g'schmückt mit roth u wyße
Bändre,

Steit z'oberst uf der First, so wie n'es müß;
Und wil's der Bruuch so will, so bringt ech jeze
Der Bot e Zimmerspruch als Botegruß:

„Gott geb, daß üse neue Bau gedeihe
Zum feste Hus, dem Land zum Schirm und Hort,
Gott geb im neue Hus die alti Treui,
Die alti Zuversicht zu Gottes Wort,

„Die alti Liebe zwüsche alle Brüd're,
Gerechtigkeit u Zucht, Wysheit und Rath,
Gott geb Zufriedenheit und reini Sitte,
Demuth und Milbi, aber Kraft zur That!“

Einiges über die Eiszeit.

In den Jahrgängen von 1870—72 hat dir, lieber Leser, der Kalendermann die Bedeutung und Wirkungen der gegenwärtigen Gletscher zu erläutern gesucht. Es sind dies bekanntlich Eisströme, welche aus den Hochgebirgen langsam thalauswärts fließen, bis sie in tiefern und wärmern Gegenden zum Abschmelzen gelangen. Alle Gesteins- und Schuttmassen, welche von kahlen Felswänden und zerrütteten Gipfeln auf ihre Oberfläche herunter fallen, werden stetig vorwärts transportirt, ohne weitere Veränderungen zu erleiden: Sie bleiben kantig und edig. Viele Steine aber fallen in Spalten oder Schründe und gelangen selbst bis auf die Unterseite des Eisstroms. Hier oder an den Rändern baden sie sich ins Eis ein und werden bei der langsamen Vorbewegung über das felsige Bett gerundet, namentlich weckenförmig gestaltet, abgerieben und polirt oder, wenn sie an härtern Steinchen vorüber gleiten, mit geradlinigen Ripen versehen. Alle weichen und schieferigen

Gesteinsarten werden sogar durch die Wucht der Bewegung zertrümmert und zu feinem lehmartigem Schlamm zermalmt. Auch der felsige Grund des Gletscherbettes wird eigenthümlich abgenutzt.

Die Wissenschaft ist durch Alpenbewohner, welche die Erscheinungen der Gletscher während des ganzen Jahres unmittelbar beobachten können, zuerst darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Gletscher in einer frühern Zeit eine viel größere Ausdehnung besaßen haben müssen. Die sogenannten Findlinge, welche über die ganze hügelige Schweiz, an den Abhängen des Jura und der Alpenthäler verbreitet sind, führten vor Allem zu dieser Annahme. Es sind dies meist durch Größe ausgezeichnete Blöcke von Gesteinsarten, die in weiter Umgebung ihrer jetzigen Lagerstätte als Fremdlinge erscheinen, deren ursprünglichen Stammort aber die Gelehrten schon lange in verschiedenen Thälern der Alpen erkannt haben. Manchmal möchte man fast die Felswand angeben, von welcher diese Blockmassen herunter gestürzt und dann auf dem Rücken der immer weiter ins Tiefland vordringenden Alpengletscher

transportirt worden sind. Einige Beispiele: Der hohle Stein ob Twann, 7500 Kubikfuß (Granit vom Montblanc); die Teufelsburde auf dem Jolimont, eine Gruppe von drei größern, viele Tausende von Kubikfuß haltenden Blöcken (granitartiges Gestein aus dem Vagnethal im Wallis); der graue Stein bei Lüterswyl auf dem Bucheckberg, auch aus dem südlichen Wallis stammend; der große Findling von 65,000 Kubikfuß auf dem Steinhof bei Herzogenbuchsee (wie die Jolimontblöcke aus dem Vagnethal); zahlreiche Blöcke von Montblanc-Granit in den Stadtwaldungen von Solothurn; die Fischbank bei Lenzburg (Granit oder Gneisberger vom Gotthardt); die rothen Ackersteine am Zürichsee und auf dem Zürichberg (schiefrige und sandsteinartige Gesteine aus dem glarnerischen Sernsthal und vom Wallensee) u. v. a.

Allein nicht nur die berühmten und auffallenden Findlinge, sondern fast überall in der hügeligen Schweiz der über dem Sandstein folgende Untergrund der Aecker und Wiesen, Rebberge und Wälder sind dem Transport ehemaliger Gletscher zu verdanken. Lettgrien, an einigen Orten Haselgrien, nennt man diesen Boden, der bei tiefem Pflügen oder bei Kellergrabungen zum Vorschein kommt. Achte darauf, lieber Leser, ob Du nicht bald einen abgeschliffenen und mit schnurgeraden Ritzen versehenen schwarzen Alpenfalkstein darin findest! Zur Politur mußte manches weichere Steinchen zertrümmert und zerrieben werden. Das sind eben die feinsten lehmartigen Bestandtheile, die mit ihrer gerne gesehenen grauen Farbe und Feuchtigkeit beweisen, daß die Mast des Düngers nicht versickere und daß Deinen Pflanzungen eine genügende Bodenfeuchtigkeit gesichert sei. „Mist geht über List,“ sagt noch häufig der Bauersmann. Aber bereits weiß er doch auch, daß nicht jedes Gewächs denselben Dünger erfordert. Die eine Pflanze entzieht — das ist gar merkwürdig — dem Boden hauptsächlich diesen, die andere wieder einen andern Bestandtheil. Darum säet man ohne künstliche Düngung nicht Jahr für Jahr auf demselben Acker die gleiche Pflanze. Man hat sich durch unbewußte Erfahrung überzeugt, daß

man mit jeder Ernte, mit jedem Stück Mastvieh, mit jedem Rase dem Boden eine gewisse Menge von Stoffen entziehe. Die Pflanzen leben von Luft, Wasser und in diesem löslichen Bodenbestandtheilen. Die Sonnenwärme ist es, welche die Entwicklung und das Wachsthum vermittelt. Von diesen Pflanzen ernähren sich unsere Zug- und Rughiere, wie größtentheils auch wir selbst.

Das Getreide, die Wiesenkräuter, die Waldbäume, die Rebe, die vielen Hack- und Gemüsepflanzen, der Tabak u. s. f. stellen nun an den Boden gar verschiedene Anforderungen in Bezug auf Bestandtheile oder Nährstoffe. Nur in Folge der mannigfaltigen und glücklichen Zusammensetzung des Gletscherschuttes aus den verschiedensten Gesteinsarten gestattet der Boden des schweizerischen Hügellandes, abgesehen von den klimatischen Verhältnissen, eine so wechselvolle Beppflanzung. Wo diese kostbare Decke von Alpenschutt fehlt, wie auf dem Bantiger bei Bern, auf einigen Sandsteinhügeln des Aargau's, da wird man auch nicht diesen tiefgründigen fruchtbaren Boden finden, wie sonst fast überall.

Gegenwärtig haben wir in Bern eine mittlere Jahrestemperatur von $8\frac{1}{2}^{\circ}$ C. Es ist klar, daß eine Verlängerung der jetzigen Alpengletscher bis an den Jura nur unter einem strengern kältern Klima stattfinden konnte. Die vereinigten Gletscher des Aaregebiets aus Gadmen, Hasli, Lauterbrunnen, Rander- und Simmenthal rückten in der That einmal bis über Bern hinaus, in die Gegend von Burgdorf vor. Die zahlreichen Gletscher des Wallis füllten das Rhonethal bis zu einer Höhe von 3000 Fuß über der jetzigen Thalsohle aus, drängten sich als Rhonegletscher durch die Thallengelände bei Martinach und überbrückten den Genfersee. Von hier breiteten sich die Eismassen zu einem kolossalen Fächer gegen den Jura hin aus; der eine Flügel drang über Genf bis gegen Lyon, der andere über den Jorat, Freiburg, Bern und dem Jura entlang über Solothurn, Bofingen bis nach Koblenz, wo gegenwärtig die Aare in den Rhein mündet; die niedrigen Sättel des Jura wurden überschritten und lang gezogene Gletscherzungen in die Jura-thäler hinein getrieben, z. B. von Biel durch das ganze St. Immerthal hinauf, im Waadt-

länder-Jura stellenweise sogar über die Schweizer-grenze hinaus. Zur Zeit seiner größten Ausdehnung war das ganze große Schweizerthal zwischen Alpen und Jura, vom Gurnigel bis hoch in den Chasseral hinauf, mit Eis erfüllt. Der Neußgletscher und der Limmategletscher erstreckten sich bis gegen Brugg und Baden. Entsprechend seinem viel ausgedehntern Sammelgebiet erhielt auch der Rheingletscher eine riesige Entfaltung, indem er seine Schuttmassen über den Bodensee weg bis Schaffhausen und weit ins Schwabenland hinaus, bis Ravensburg, transportirte. In ähnlicher Weise rückten auf der Südseite der Alpen Gletscher durch das Beltlin über den Comersee bis in die Gegend von Mailand, durch das Tessinthal hinunter u. s. f. vor, sowie aus dem Chamounix durch das Arveithal gegen Genf. Ein größerer Theil der nördlichen Halbkugel der Erde war mit Eis bedeckt, indem nordische Eismassen bis tief nach Rußland und ins Herz von Deutschland sich ausbreiteten. Das war die Eiszeit.

Selbstverständlich geschah dieses Vorrücken nur langsam; es ist dasselbe nämlich zunächst von der Schneemenge abhängig. Besonders aber beweisen die Unzahl riesiger Blöcke und die ungeheuren Schuttmassen, daß ihr Transport nicht in einer kurzen Frist stattfinden konnte. Zur Zeit der größten Ausdehnung dürften unsere Gegenden eine mittlere Jahrestemperatur von 3 bis 4° befaßen haben.

Daß dann die Temperaturverhältnisse sich änderten, daß es wärmer würde, beweist uns zunächst das Abschmelzen dieser ungeheuren Gletscher. Sie verloren dadurch an Ausdehnung und erniedrigten sich zugleich: Sie zogen sich zurück. Aber auch dieser Rückzug war nicht ein stetiger, sondern machte vielfache Stillstände. In solchen Pausen wurden dann die mächtigen Schuttwälle, die allgemein unter dem Namen *Moränen* bekannt sind, ausgestoßen. Die große Schanze bei Bern ist nur ein Theil eines solchen Schuttwalls, welcher sich einerseits über die heutige Aare weg und das Schänzli hinaus, anderseits über Holligen, Weißenstein an der Schwarzenburgstraße, bis an den Fuß des Gurtens erstreckt. Die innere und äußere Schoßhalde, mit

Brunnadern, das Egghölzli, das Fühli, sind weitere solche Moränenstücke. Mit dieser verschiedenen jeweiligen Ausdehnung war eine Versekung der Marquellen verbunden, wodurch das Verhältniß auch sehr bezeichnend erläutert werden kann. Einstmals entsprang in der That die Aare für kurze Zeit bei Burgdorf, dann bei Bern, Selhofen, Thun, Interlaken, Meyringen (am Kirchet), Guttannen, unter dem Mäterischboden und schließlich am heutigen Ende des Aargletschers neben der Grimsel. Dasselbe gilt auch für alle übrigen Gletscherabflüsse. — Ein großer Theil von Burgdorf ist auf dem Schutt des Rhonegletschers erbaut. Die Hügelzüge, welche sich halbmondförmig um das untere Ende des Sem-pacher-, Baldegger-, Hallwiler-, Zürcher-, Pfäffiker- und Greifen-See's herumziehen, sind Moränen, die zur Seebildung wesentlich beigetragen haben. Diese Schutthügel, deren sich noch viele andere, welche der Thalrichtung folgen, anführen ließen, sind für die Wissenschaft ebenso triftige Beweise der Eiszeit, wie die Fündlinge. Aber wenn Du, lieber Leser, in Deiner Nähe irgend einen der vielen Blöcke kennst, welche durch die Bemühungen der naturforschenden Gesellschaften vor der Zerstörung geschützt, „unantastbar“ sein sollen, so werden sie Dir nun, als redende Zeugen einer längst verflossenen Zeit in unserer Erdgeschichte, recht ehrwürdig und Achtung gebietend vorkommen.

In einer der Eiszeit vorangegangenen Periode haben sich unsere Gegenden eines Klimas wie gegenwärtig Nordafrika, oder gar tropischer Verhältnisse erfreut. Ganz natürlich entsteht hieraus die Frage, wie man sich diese nachweislichen Aenderungen des Klimas, bestehend in einer Erniedrigung und nachherigen Erhöhung der Temperatur, zu erklären versuche.

Eine über diesen schwierigen Punkt früher gehegte Meinung, daß nämlich die Erde eine ganz andere Avenstellung gehabt, entbehrt jeder thatsächlichen Begründung. Schon wahrscheinlicher tönt die Annahme, daß unsere Alpen höher und deswegen auch schneereicher gewesen seien. Eine noch wichtigere Rolle spielt aber eine andere Vertheilung von Wasser und Land, welche wesentlich auf die klimatischen Verhältnisse ganzer

Ländergebiete einwirkt, wie auch die Meereströmungen. Unzweifelhaft war die Trockenlegung der Sahara, die während der Eiszeit Meeresgrund war, gegenwärtig aber hauptsächlich die warmen Südwinde nach Mitteleuropa sendet, von großer Bedeutung für das allmälige Abschmelzen der Alpengletscher. Nun wurde aber darauf hingewiesen, daß diese Eiszeit nicht nur im Alpengebirge, sondern auch in andern, wie z. B. den Vogesen, überhaupt auf der ganzen nördlichen Erdhalbkugel ihre untrüglichen Spuren zurückgelassen habe. Wir müssen deswegen auch auf eine allgemeinere, außerhalb der Erde liegende, auf eine sogenannte kosmische Ursache der besprochenen Temperaturveränderungen schließen. Alle Versuche, die verschiedenen irdischen Ursachen zu combiniren, genügen in der That nicht zur Erklärung der nachweislichen klimatischen Veränderungen. Es erfreut sich deswegen die zuerst von Professor Heer in Zürich gemachte Annahme, daß der Erdkörper als Theil des Sonnensystems in verschiedenen Regionen des Weltraums verschiedenen Temperaturverhältnissen ausgesetzt sei, einer vielfachen Anerkennung. Das ganze Sonnensystem bewegt sich nämlich nach einer gewissen Richtung im Weltraum. Die Vermuthung, daß verschiedene Regionen desselben, wie sternreichere und sternärmere, ungleich warm seien, wird dadurch nahe gelegt. Bei der Langsamkeit dieser großartigen Bewegung unseres Sonnensystems wird es einleuchtend, daß der Uebergang von wärmeren in kältere Gegenden nur ein sehr allmäliger sein kann. Man kann sich so ausdrücken, daß man sagt, unser Planet mache außer den eigenen irdischen Jahreszeiten noch größere Weltenjahreszeiten durch. Während der Eiszeit hatten wir den Weltenwinter unseres Sonnensystems, welchem dann ein Frühling folgte, in dem wir gegenwärtig leben, während ihm ein Weltenherbst und ein Weltensommer vorangegangen sind. Die aus den vorweltlichen Thieren und Pflanzen der ganzen lange andauernden, der Eiszeit vorangegangenen Periode der Erdgeschichte gezogenen Schlüsse unterstützen eine solche Annahme zuverlässig.

Beim Eintritt der Eiszeit hatten unsere Gegenden, wie das Alpen- und Juragebirge im Großen

und Ganzen dieselbe Gestalt wie gegenwärtig. Die gleichen Hauptthäler und Hügelzüge waren bereits vorhanden. Dagegen hat sich durch die beschriebenen Ablagerungen von Gletscherschutt im Einzelnen mancherorts die Form der Oberfläche auf so eigenthümliche Art geändert, daß man nach dem jetzigen Aussehen von eigentlichen Gletscherlandschaften sprechen kann, denen allerdings das Eis, welches den Schutt hertransportirte, fehlt. Auf die große Fruchtbarkeit dieser Gegenden, auf die häufig vorkommende Form von halbmondförmigen Wällen oder Hügelzügen, welche die Thäler quer durchziehen, ist schon hingewiesen worden. Noch häufiger aber zeichnen sich an Gletscherschutt reiche Gegenden durch die größte Unregelmäßigkeit der Oberfläche aus. Zahllose kleine gerundete oder längliche wurmförmige Erhebungen oder Hügelchen, zwischen welchen sumpfige, häufig Torf bildende, in neuerer Zeit vielerorts entwässerte unregelmäßige Thälchen sich durchwinden, kennzeichnen einem aufmerksamen Beobachter die angedeutete Entstehung des Geländes. Strich- oder fleckenweise Vertheilung von Wald deutet die an größern Findlingen reicheren Stellen an, welche eben glücklicherweise der Urbarisirung und dem Ausreuten größere Hindernisse boten. Dieses Aussehen hat die Ostabdachung des Gurtens und Längenbergs, in der ausgesprochenen Weise die Südabdachung des Belpbergs von Gerzensee bis Thierachern. Der Gerzensee, wie der Amstodinger-, Nebischi-, Geis- und Dittlingersee und zahlreiche kleine Torfmoore haben den angegebenen Ursprung. Aehnlich verhält es sich mit den Abhängen der Frienisberghöhe, besonders zwischen Lindach, Uetligen, Maitirch und Säriswyl, im Seeland bei Ins, Müntschemier, Kerzerz, Sifelen, Finsterhennen, Walperswyl u. s. f. In der Ostschweiz stellt sich die Südabdachung des Albis vollständig wie diejenige des Belpbergs dar, nur sind dort die früher vorhandenen Seelein meist ausgefüllt. Aus dem Luzerner- und Nargauer-Gebiet ließen sich viele andere Beispiele anführen.

Bei dieser Gelegenheit muß noch auf eine bemerkenswerthe Erscheinung in der Form der Felsabhänge in den Alpenthalern hingewiesen werden. Am Grimselpaß z. B. sehen wir die

Oberfläche des Granitfelsens zu abgerundeten Höckern (Nollen) geformt und zugleich, wie besonders schön an der „hählen Platte“ bei der Handeck, spiegelglatt polirt. Auch das ungeübteste Auge erkennt die Erscheinung leicht und bemerkt, daß sie an den Bergen der Umgebung, am Juchli-Stock, an den Bromberghörnern u. s. f. nur bis in eine bestimmte Höhe hinauf reicht, während darüber die zerrissensten und zackigsten, keineswegs gerundeten und abgenutzten Formen auftreten. Uebereinstimmende Erscheinungen beobachtet man in den meisten andern Alpenthälern. Die Rundhöckerbildung und Politur der Felsen ist eine der wichtigsten Wirkungen der vorweltlichen Gletscher. Selbst noch im Jura, wo sich die schlamm- und schuttbeladenen Alpengletscher über den Kalkstein hinbewegten, wurden große Flächen blank abgeschliffen und mit geradlinigen Ritzern versehen (Neuenburg, Vandoren, Solothurnersteinbrüche).

Nur tiefer liegende Thalgebiete haben seit dem Rückzuge der Gletscher insofern eine Aenderung erlitten, als die Flüsse und Bäche sich tiefere Betten gegraben und einen großen Theil von Schutt, welcher die jetzigen Thäler ausfüllte, weggeführt haben. So floß gerade nach der Eiszeit die Aare bei Bern mehr als 30 Meter über ihrem heutigen Laufe; ganz so auch die andern Flüsse.

Im ersten Augenblicke könnte es scheinen, daß während der geschilderten Vereisungsperiode alles Leben zerstört und unterdrückt gewesen sein müsse. Dem ist indessen nicht so, sondern selbst während der größten Ausdehnung der Gletscher war in nicht vereisten und in niedrigeren Gegenden Thier- und Pflanzenwelt vertreten und zwar in einer viel gleichmäßigeren Art als gegenwärtig. Heut zu Tage finden wir bekanntlich auf hohen Alpengipfeln andere Pflanzen und Insekten als in tiefern Gegenden. Merkwürdig ist es aber, daß es sowohl Pflanzen als Thiere gibt, welche einerseits auf den Alpen und anderseits im kalten Lappland ihre heutige Heimat haben und drittens hie und da in gemäßigten Gegenden, in den Thälern der hügeligen Schweiz oder in den Torfsümpfen des Jura vorkommen. Man hat daraus mit Recht geschlossen, daß sich während der Eis-

zeit die jetzige Thier- und Pflanzenwelt der Hochalpen weiter landeinwärts und diejenige der nördlichen Polargegenden weiter südwärts ausbreiten konnte. Durch die spätern Aenderungen im Klima wurden sie genöthigt, sich in die ihnen noch zusagenden Gebiete zurück zu ziehen; nur hie und da blieb ein Pflänzchen oder eine Käferart nach Art der Findlinge in den wärmer gewordenen Gegenden zurück. Außer diesen noch jetzt lebenden Geschöpfen kamen aber während der Eiszeit auch solche vor, welche gänzlich ausgestorben sind. Werfen wir noch einen Blick auf die bekanntern Säugethiere.

Unter den Pflanzenfressern muß da vor Allem an das *Mammuth* erinnert werden, einen riesigen, dem jetzigen indischen Elephanten verwandten Thiere, das aber nicht nackt, sondern mit einem gehörigen Fell bekleidet war; es hatte nämlich über Nacken und Rücken eine Mähne von 12 Zoll langen Borsten und am übrigen Körper 6 Zoll lange krause rothbraune Wollhaare. Seine Stoßzähne waren bis 15 Fuß lang und hatten eine fußdicke Wurzel; zudem waren sie nach oben und zugleich auswärts gekrümmt. Man kennt aus Gletscherschutt und dazu gehörigen Ablagerungen ganze Gerippe und aus dem seit der Eiszeit gefrorenen Boden Sibiriens mit Haut und Haaren erhaltene Kadaver. Sein treuer Begleiter war überall ein wolliges Nashorn mit 2 Hörnern auf der Nase. Von Wiederkäuern breiteten sich in dieser Zeit die Rennthiere und Bisamochsen, gegenwärtig nur auf die kalten Polargegenden beschränkt, bis auf den Fuß der Alpen und nach Südfrankreich aus. Mit ihnen lebte ein riesiger Ochse, *Uroch* genannt, von Elephantengröße, welcher nicht wie der Bisamstier und das Rennthier sich bis in die Gegenwart erhielt, sondern in der frühesten geschichtlichen Zeit in Deutschland ausgerottet wurde; ein großer in Friesland gehaltener Viehschlag stellt indeß seinen gezähmten Nachkommen dar. Von andern nordischen Thieren verbreiteten sich ähnlich wie die Rennthiere auch der sibirische Pfeifhase, der Lemming u. a. viel weiter nach Süden. Von Alpenthieren kennt man außerhalb ihrer heutigen Heimat das Murmeltier, in vollständigen Skeletten, namentlich bei Bern, aber

selbst noch bei Basel gefunden, andermwärts Steinbock, Gemse und Alpenhasen. Diese harmlosen Pflanzenfresser hatten aber auch bereits ihre Feinde. So den Höhlenbären, welcher mindestens um $\frac{3}{4}$ größer wurde als unsere Bären, dann einen Tiger, eine Hyäne, den nordischen Vielfraß, den Eisfuchs und den Wolf.

Auch der Mensch hat nach Funden, welche in England, Belgien, Frankreich, im Schwabenland (im Hohlenfels bei Blaubeuren, in der Räuberhöhle unfern Regensburg) und neuerdings auch in der Schweiz zu Thäringen, Schaffhausen, gemacht worden sind, wenigstens das Ende der Eiszeit noch mitgemacht. Diese ältesten bis jetzt bekannt gewordenen menschlichen Bewohner unserer Gegenden lebten vorzugsweise in Höhlen und unter überhängenden Felsen in Flußthälern; sie kannten den Gebrauch der Metalle noch nicht, sondern bedienten sich harter Steine und Knochen zu Werkzeugen und Waffen; sie züchteten noch keine Hausthiere und bauten kein Getreide. Nach aufgefundenen in Knochen eingekritzten Zeichnungen stellten sie aber schon mit ziemlichem Geschick wilde Thiere ihrer Umgebung dar, wie das Mammuth, kämpfende und weidende Rennthiere und ein zebraartiges Pferd. Trotzdem erkennen wir leicht, daß sie nur der Befriedigung der rohesten Bedürfnisse leben konnten in erbittertem Kampfe gegen eine starke thierische Umgebung. Krieg hieß die Lösung in jenem traurigen unwirthlichen Paradiese des Urmenschen. Aber im Kampfe um's Dasein schärften sich seine Sinne und Geistesfähigkeiten, er lernte Waffen erfinden, Fallen stellen, Netze flechten und so wurden vielleicht gerade durch den steten Vertheidigungszustand gegen äußere Feinde und gegen eine unfreundliche Natur die Keime jener geistigen Eigenschaften entwickelt, deren weiterer Ausbildung der Mensch heute seine erhabene Stellung in der irdischen Schöpfung verdankt.

Du magst, lieber Leser, aus den letzten Andeutungen entnehmen, daß auch die wichtige Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts mit der Dauer der Eiszeit nahe zusammenhängt.

Fassen wir den Hauptinhalt unserer Belehrung nun noch zusammen, so liefern uns die Find-

linge, die Moränen und Ablagerungen von Gletscher-Schutt überhaupt durch ihre Gestaltung und die geritzten und polirten Steine, die Rundhöckerbildung in den Alpen, wie die Felschliffe auf Jurakalkstein, wie schließlich selbst die Thier- und Pflanzenwelt unumstößliche Beweise für die Eiszeit, als einer der merkwürdigsten Perioden der Erdgeschichte.

Kriegs- und Friedens-Chronik von 1873—1874.

Schweizerische Eidgenossenschaft.

1873. Juli. Heftige Gewitter richteten bedeutende Verheerungen an, so namentlich am 11. Juli in der Vent, wo wolkenbruchartige Regengüsse große Ueberschweemmungen verursachen, in Frutigen, Nöthenbach und Eggimyl.

Im Juli 1873 besuchte eine japanesische Gesandtschaft die Schweiz, um die hiesigen Institutionen und Verhältnisse genauer kennen zu lernen. Die Gesandtschaft hielt sich längere Zeit in Bern, Genf u. auf.

Juli 18. Stirbt in Zürich alt Nationalrath und Seminardirektor H. Grunholzer.

Juli 20. Ankunft des Schah von Persien in Genf. Derselbe wird von den Bundesrathen Vorel und Ceresole begrüßt, verweilt einige Tage an den Gestaden des Genfersee's, wo ihm mehrere Festlichkeiten bereitet werden und verreisst am 24. nach Turin.

August 1. Die schöne Gegend von Gersau am Vierwaldstättersee wird durch ein furchtbares Hagelwetter verwüßt.

Aug. 3. und 4. Erntes Schweiz. Taubstummenfest in Zürich.

Aug. 9. Im Jura finden große Treibjagden auf Wölfe, die die dortige Gegend heunruhigen, statt.

Aug. 9. und 10. Eidgenössisches Turnfest in Freiburg. Sektionskränze erhalten: Bern, Genf, Freiburg, Biel, Basel, Thun, Lausanne; den ersten Preis im Kunstturnen Galey von Freiburg, im Nationalturnen Lang von Joug-de-Fonds.

Aug. 15. Große Feuersbrunst in Genf.

Aug. 16. Schweiz. Offiziersversammlung in Aarau.

Aug. 18. 56. Versammlung der schweizer. naturforschenden Gesellschaft in Schaffhausen.

Aug. 18. Stirbt in Genf der gew. Herzog Karl von Braunschweig. Derselbe setzt die Stadt Genf zum Universalerben seines kolossalen auf ca. 26 Millionen geschätzten Vermögens ein.

Aug. 23. bis 25. Schweiz. Unteroffiziersfest in St. Gallen.

Aug. 31. bis Sept. 10. Truppenzusammenzug in der Gegend zwischen Freiburg und Murten. Diese Manöver der IV. Division werden kommandirt von Hr. Oberst Merian von Basel.

Sept. 5. Der Tunnel des Pierre-Perthus auf den JuraBahnen wurde an diesem Tage durchbrochen.

Sept. 6. bis 8. Jahresfest des schweiz. Alpenklubs in Herisau.

Sept. 8. Zusammentritt der nationalrätlichen Verfassungsrevisionskommission.

Sept. 12. In Genf werden die Altkatholiken Vater Hyazinth, Hurtault und Chavard mit großer Mehrheit zu katholischen Pfarrern gewählt und am 14. feierlich beeidigt.

Sept. 15. Zusammentritt der Bundesversammlung zu Erledigung der in der Julisession hängend gebliebenen Geschäfte, meistens Eisenbahnkonzessionen.

Sept. 19. Versammlung der bernischen Gemeinnützigen Gesellschaft in Thun. Haupttraktandum: Referat über die Einführung neuer und Hebung bestehender Industrien im Berner Oberland.

Sept. 29. Hauptversammlung der schweizer. gemeinnützigen Gesellschaft in Zürich.

Oktober 5. Großes Pferdewettrennen in Winterthur.

Okf. 5. bis 14. Schweiz. landwirthschaftliche Ausstellung in Weinfelden (Kt. Thurgau).

Okf. 8. An diesem Tage wird die neue Verbindungsbahn, sammt Rheinbrücke, vom badischen zum schweizerischen Bahnhof in Basel, untersucht und dem Verkehr übergeben. Die Brücke ist von den Ingenieuren Lauterburg und Thormann in Bern erbaut.

Okf. 29. bis 30. In dieser Nacht brennt das Dorf Rüschery am Bielersee zur Hälfte nieder.

November. In diesem Monat werden die neuen katholischen Pfarrer im Jura eingesetzt. In Folge dadurch verursachter Unruhen sieht sich die Regierung genöthigt, Militär aufzubieten.

November 3. Zusammentritt der Bundesversammlung zur Berathung über die Verfassungsrevision.

Nov. 21. In Göschenen fliegt die Dynamit-Wärmehütte der Gotthardtunnelarbeiter in die Luft. 3 Tödt und mehrere Verwundete.

Dezember 12. Als Antwort auf die päpstliche Encyklika vom 21. November, die in Bezug auf mehrere Schweiz. Behörden die größten Anschuldigungen enthält, so z. B. sie hätten ihr Wort gebrochen, beschließt der Bundesrath, den päpstlichen Nuntius, Mgr. Agnozzi in Luzern, aufzufordern, die Schweiz zu verlassen.

1874. Jan. 18. Im Kanton Bern wird das neue Kirchengesetz mit ca. 69,000 gegen 17,000 Stimmen angenommen. Dieses Resultat wird in Bern durch einen dem Regierungspräsidenten Teuscher gebrachten Fackelzug gefeiert.

Januar 24/25. Brennt die Eisenbahnwaggonfabrik in Freiburg beinahe vollständig nieder.

Januar 28. Erschießt sich in Zürich der österreichische Generalfeldmarschall Gablenz in einem Anfall von Melancholie.

Januar 29. Kommt in der Bundesversammlung die Denkschrift zur Sprache, die im Jahr 1853 von dem jetzigen Großrathspräsidenten und Nationalrath Wuilleret von Freiburg abgefaßt worden war. In dieser Denkschrift rufen Wuilleret und Genossen der Intervention des französischen Kaisers, um die ultramontanen Interessen in der Schweiz gegen die damaligen nach dem Sonderbundsfeldzug neu entstandenen liberalen Regierungen zu schützen und namentlich um dem neuen Bunde den Todesstoß zu versetzen. Wuilleret gesteht ein, Urheber dieses landesverrätherischen Dokumentes zu sein. Leider kann er aber nicht zur Rechenschaft gezogen werden, da die Sache verjährt ist. Zur Kennzeichnung gewisser Persönlichkeiten aber liefert die zum Tageslicht gezogene Denkschrift die beste Illustration.

Januar 30. Erfolgt die Ausweisung der abgesetzten jurassischen Pfarrer aus dem Jura, weil dieselben zur Unruhe in diesem Landestheil aufreizen.

Januar 31. Wird die Verathung der revisionären Bundesversammlung zu Ende geführt.

Februar 9. Stirbt in Thun der eidg. Oberst Gustav Hoffstetter, Oberinstruktor der Infanterie, im Alter von 55 Jahren.

Febr. 13. Der Bundesrath erläßt eine Verordnung betreffend die Abstimmung über den neuen Verfassungsentwurf. Als Abstimmungstag wird der 19. April festgesetzt.

März 2. Stirbt Kommandant Vechti in Bern, seit 15 Jahren Sekretär der bernischen Militärdirektion.

März 13. Auf das Anleihen des Kantons Bern von 8,700,000 Franken zu $4\frac{1}{2}$ % wurden nicht weniger als 56,426,000 Franken gezeichnet. Namentlich Süddeutschland theilte sich stark an der Zeichnung.

März 16. In Sitten geht an diesem Tage die amtliche Versteigerung der Ligne d'Italie vor sich. Die ganze Bahn wird um die Summe von Fr. 10,100 baar einem westschweizerischen Konsortium dahingegeben. Dasselbe hat aber verschiedene Schulden und Verpflichtungen zu übernehmen, die den Kaufpreis auf circa 6—7 Mill. steigern.

März 23. In Biel wird der Mädchenmörder Rudolf Meyer aus dem Kanton Zürich zum Tode verurtheilt.

April 13. In Genf großer Strikewall. 500 Maurer, meist Franzosen, welche die Arbeit eingestellt haben, suchen die Arbeiter, die weiter schaffen wollen, mit Gewalt daran zu verhindern; durch die Polizei wird mit Mithilfe der entrüsteten Bürger die Ordnung wieder hergestellt und die Häufelsführer festgenommen.

April 19. Abstimmung über die Bundesrevision: Für Annahme stimmen 340,000 Bürger und $14\frac{1}{2}$ Kantone, für Verwerfung 198,000 Bürger und die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern, Freiburg, Wallis, Appenzell J. Rh., im Kanton Tessin wurde die Ständestimme für, die Volksstimme gegen die Revision abgegeben. Für

die Revision ergibt sich also ein Mehr von 142,000 Bürgern und 7 Kantonen.

Am gleichen Tage wird im Kanton Bern der Große Rath neugewählt und zwar ausschließlich in radikalem Sinne.

Mai 4. In Bern stirbt der bekannte Kunstmaler Dietler von Solothurn.

Mai 24. In Winterthur Kongreß des schweiz. Arbeiterbundes.

Deutschland.

1873. Juli. In diesem Monat kommt in München der Prozeß der verurtheilten Schwindlerin Adele Spitzeder zur Schwurgerichtsverhandlung. Dieselbe hatte mit allerlei betrügerischen Kniffen die Leute veranlaßt, ihre Ersparnisse bei ihrer Bank anzulegen. Als aber die Gelder zurückverlangt wurden, zeigte sich, daß sie einige Millionen für sich verbraucht hatte und daß das leichtgläubige Publikum um seine sauer verdienten Ersparnisse betrogen war.

Juli 20. In Braunschweig wird das herzogliche Schloß ein Raub der Flammen.

August. In München bricht die Cholera aus.

Oktober 7. In Berlin wird der erste alt-katholische Bischof, Dr. Reinkens, feierlich beeidigt. Der neue Bischof nimmt seine Residenz in Bonn.

Oktober 29. Stirbt in Pillnitz bei Dresden König Johann von Sachsen.

März bis Juni 1874. Wie in der Schweiz ist auch in Deutschland der Kampf zwischen Staat und Kirche ausgebrochen und die deutsche Regierung ist fest entschlossen, die Uebermacht, die sich das Papstthum anmaßt, zu brechen; vorerst geht es gegen die widerspenstigen Kirchenfürsten, die Erzbischöfe und Bischöfe, die, wenn sie die Oberhoheit des Staates nicht anerkennen wollen, an den Schatten gesetzt und theilweise ihres Amtes entsetzt werden.

April 8. In München stirbt an der Cholera der berühmte Maler W. v. Kaulbach.

Mai 27. Eröffnung der 1. altkatholischen Synode in Bonn, präsidirt von Bischof Reinkens.

Frankreich.

Der hinkende Vote hat in diesem Jahr von diesem unglücklichen Land nicht bessere Thatfachen

zu registriren, als das Vorhergehende. Auf der einen Seite stehen die Ultramontanen und die Anhänger eines absoluten Königthums unter dem Grafen von Chambord, der als König dann Heinrich V. heißen würde. Auf der andern Seite stehen die Republikaner, unter denen es leider auch wieder mehrere Parteien gibt. Bald dieser bald jener Partei schließen sich dann, je nachdem es ihnen im einzelnen Falle paßt, die sogenannten Orleanisten (Freunde einer konstitutionellen Monarchie) und die Bonapartisten an; beide Parteien suchen im Trüben zu fischen. Weil aber doch das Bedürfniß sich geltend machte, daß Frankreich hauptsächlich gegen außen durch eine feste Regierung vertreten sei, so wählte die Nationalversammlung den bisherigen Regierungspräsidenten Mac Mahon auf eine feste Dauer von 7 Jahren zu Präsidenten. Dieser Zeitraum wird nun von allen Parteien so gut als möglich benützt, um gegen den andern Boden zu gewinnen. Kein Mittel wird dabei versäumt, und leider scheint von der Regierung dem klerikalen und royalistischen Treiben Vorschub geleistet zu werden. Eines der beliebtesten Mittel zur Einwirkung auf die Volksmassen in ultramontanem Sinn sind die großen Wallfahrten an sog. Wunder- oder Heilorten; zu Tausenden wallfahrten da die Pilger nach Lourdes in den Pyrenäen oder nach Aray-le-Monial, um an einem dieser Orte den Segen Gottes über Frankreich zu erbitten, wie wenn der liebe Gott eben nur an diesen Orten zu finden wäre. Niemand macht dabei bessere Geschäfte als die Eisenbahnen, die Wirthe und die Pfaffen. Doch hat im Jahr 1873 Frankreich die Kriegsschuld an Deutschland ganz abbezahlt und die Deutschen räumten vollständig den französischen Boden.

Auf Oktober 1873 nahm die Gerichtsverhandlung gegen den Marschall Bazaine in Trianon bei Versailles ihren Anfang. Achilles François Bazaine ist Anno 1811 in Versailles geboren und hatte sich durch seine Tapferkeit den Grad eines Marschalls von Frankreich erworben. Im Krieg gegen Deutschland verließ ihn das Glück, er wurde mit seiner Armee in Metz eingeschlossen und kapitulierte in der ganzen Armee, nachdem er 2 Monate belagert gewesen war. Nach dem

Friedensschlusse wurde er verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und nach langer Verhandlung am 10. Dezember schuldig erfinden der Ueberlieferung von Metz und einer Armee in freiem Felde, ohne gethan zu haben, was Pflicht und Ehre forderten. Bazaine wurde zur Degradation und zum Tode verurtheilt, von Mac Mahon aber zu 20 jähriger Haft verurtheilt, die er auf der Insel St. Marguerite im mittelländischen Meer zu verbüßen hat.

November 23. Der französische Postdampfer „Ville du Havre“, der von New-York nach Brest unterwegs war, stößt am 23. November Morgens 2 Uhr mit dem englischen Segelschiffe Glasgow zusammen. In Folge dieses Zusammenstoßes sank die Ville du Havre innerhalb 12 Minuten und von den 313 darauf befindlichen Personen konnten nur 88 gerettet werden.

1874. Mai 17. Durch eine ungünstige Entscheidung der franz. Kammer wird das Ministerium des unzuverlässigen Herzogs von Broglie gestürzt, leider aber nur um einer ebenso unzuverlässigen, freiheitsfeindlichen und klerikalen Regierung Platz zu machen.

Der Teufel und seine Großmutter.

Ein Minister Namens v. Teuffel machte mit seiner Großmutter eines Tages eine Spazierfahrt auf das Land. Wie er Abends spät wieder durch das Thor der Residenz hineinfuhr, ruft die dort stationirende Schildwache: „Wer da?“ — „Der Teufel und seine Großmutter!“ ruft mit lauter Stimme der Minister. Der Soldat, dieß hörend, wirft sein Gewehr weg und retirirt sich vor dem Gottseibeius so weit als möglich.

Aus der ärztlichen Praxis.

Arzt: Geht er Deffnung?

Patient: Deffnung han i scho, aber es hunt nüd use.

Der erste April.

Am Schlusse der Vorlesung am 31. März verbeugt sich der Professor wie gewöhnlich, ehe er den Lehrstuhl verläßt, gegen seine Zuhörer und sagt: „Morgen, meine Herren, fahre ich fort.“ Am folgenden Tage, 1. April, sitzen die Studenten wieder im Hörsaale, des Professors harrend. Der Lehrstuhl bleibt aber leer, der Universitätspedell (Abwart) tritt ein und meldet: „Es findet heute keine Vorlesung statt, meine Herren, der Herr Professor ist fortgefahren.“

Was ist Kunst?

Examinator: Aber, Herr Kandidat, wie mochten Sie so keck sein, bei solcher Unwissenheit sich zum Examen zu melden? Ihnen kann man ja keine Raze, geschweige denn einen Menschen anvertrauen.

Mediziner: A bah! Wenn man Alles weiß, so ist es keine Kunst, zu kuriren, aber nichts wissen und doch kuriren, das ist die Kunst.

Einleuchtend.

Einem Uhrenmacher brachte ein Bauernweibchen den Perpendikel einer Wanduhr, mit der Bitte, denselben zu repariren. „Ihr müßt aber auch die Uhr bringen, mit dem Ding da allein kann ich nichts anfangen.“ — „Ja, die Uhr ist ganz in Ordnung, aber der Perpendikel steht immer still,“ meinte das ehrliche Frauchen.

Was ist eine Amphibie?

Lehrer: Ich habe euch nun erklärt, was eine Amphibie ist? Eine Amphibie nemlich ist ein Thier, das auf dem Lande und —

Schüler: In der Stadt lebt.

Großartig.

Zwei Handlungsreisende prahlten an der Mittagstafel eines Gasthofes mit der Größe der durch sie vertretenen Geschäfte. „Bei uns,“ sagte der Eine, „werden alljährlich reine 1000 Gulden dadurch erspart, daß wir gar kein Lüpfschen auf die i machen.“ — „Das ist noch nichts,“ rief der Andere, „in unserem Haus sind die Hauptbücher so groß, daß man mit einer Droschke vom Soll in's Haben hinüber fahren kann!“

Flüchtig.

Ein Banquier schickte seinen Diener aus mit dem Auftrage, auf dem Theaterzettel an der nächsten Straßenecke zu sehen, was für ein Stück am Abend gegeben werde. Auf dem Zettel hieß es: „Oberon, König der Elfen.“ Der kurzfristige Diener kam eilig zurück und berichtete: „Es wird gespielt: Abraham, kann ich dir helfen?“

Der fünfte römische Kaiser.

Lehrer: Sag mir einmal, Karl, wie hieß der fünfte römische Kaiser und wann starb dieser Nero?

Uebertriebene Sittsamkeit.

Sie: Wollen wir nicht die schönen Statuen im neuen Museum ansehen? — Er: Ich wäre dabei, aber es steht ein Bedenken im Wege. — Sie: Welches? — Er: Die Figuren tragen sich etwas ungeniert. — Sie: Wie so? — Er: Sie gehen barfuß. — Sie: Nun, wenn's weiter nichts ist, so dürfen wir sie doch wohl sehen. — Er: Sie gehen aber barfuß bis an den Hals.

Stadt Röll.

Vor vielen vielen Jahren, als von der Stadt Bern noch lange kein Stein auf dem anderen stand, da erhob sich am Thunersee am Fuß der wilden Ralligstöcke ein festes, wohlhabendes Städtchen gerade da, wo jetzt das einsame, halbverlassene Schloß Ralligen steht. Der Name des Städtchens Röll ist in keiner Chronik verzeichnet und die Geschichte weiß davon nichts zu berichten, desto mehr aber die Sage, und die erzählt uns, wie und warum das blühende Städtchen seinen Untergang gefunden.

Die Leute von Röll waren lange Zeit ein tüchtig und thätig Völklein gewesen; durch Fleiß und Arbeit hatten sie sich und ihr Städtchen in die Höhe gebracht. In allen Gewerben waren sie geschickt und als Handelsleute Land auf Land ab wohl bekannt und wohl gelitten. Seinen Reichthum verdankte aber Röll nicht nur dem Fleiß und der Umsicht seiner Bürger, sondern vielmehr noch der Gunst jener seltsamen kleinen Wesen, die, wie die Sage meldet, damals noch in Felsenklüften und Höhlen hausten, den Bergmännlein, von denen der Bote im letzten Jahre seinen geneigten Lesern etwas erzählt hat.

Wie es kam, weiß der Bote nicht, aber zur Zeit der Stadt Röll waren, wie es scheint, die Leute, sogar das Weibervolk, noch gar nicht gewunderig und hatten deßhalb noch nicht durch unberufene Neugierde das scheue Bergvölklein verschreckt. Im Gegentheil, die Bergmännchen standen mit den Leuten von Röll auf dem besten Fuße und nicht selten stieg das eine oder das andere vom Niederhorn, vom Justisthal oder von den Ralligstöcken herab in's Städtchen und wurde von den Bürgern, die wohl wußten, was sie den kleinen Leuten zu verdanken hatten, bestens aufgenommen; denn die Bergmännchen

waren es, die dem Städtchen eigentlich zu seiner Blüthe verhalfen. In den wilden verborgenen Klüften und Spalten des Gebirges hatten sie ihren Freunden die kostbaren Erzadern gewiesen und während sonst die Zwerge neidisch die Schätze der Unterwelt hüten, hatten sie den Leuten von Röll dieselben erschlossen und waren emsig geschäftig, ihnen beim Bergbau zu helfen, Schächte und Stollen zu graben und edle Erzstufen zu Tage zu fördern. Zum Lohn dafür verlangten sie nichts als ein freundlich Wesen und hie und da ein wenig Speise und Trank. Das ging so lange Zeit; das Städtchen wurde immer reicher, die Bürger immer behäbiger und dicker, die Frauen immer hoffährtiger. Aber nach und nach kehrte auch wie anderwärts mit dem wachsenden Reichthum der Uebermuth und die Undankbarkeit ein. Was die Bergmännchen als freie Gunst gewährten, das forderte man bald als ein Recht. Den stolzen Bürgern und ihren hoffährtigen Frauen waren die unscheinbaren Freunde bald zu gering; sie schämten sich ihrer und glaubten sie wohl entbehren zu können. An die Stelle des früheren freundlichen Verkehrs trat Streit und Schelten; wenn eines der grauen Männchen sich in der Stadt blicken ließ, so folgten ihm Schimpf- und Spottreden. Neugierige suchten die Bergleutchen zu belauschen in ihren geheimen Wohnungen. Wohl kam hie und da ein solcher Lauscher nicht lebendig zurück, sondern wurde mit zerschmetterten Gliedern in irgend einem tiefen Tobel gefunden, wohl wurden da und dort die Schächte und Stollen von unsichtbarer Hand verschüttet, so daß Niemand mehr den Eingang finden konnte, die stolzen Bürger von Röll kümmerte das wenig; sie pochten auf den erworbenen Reichthum und ihre Macht; wenn sie nur ernstlich wollten, meinten sie, dann würden die Bergleutchen



Stadt Roll,

6

schon zu Kreuz kriechen müssen und den gestrengen Herren die Silbergänge wieder weisen.

Eines Abends nun, es war im Spätsommer, da brach ein furchtbares Gewitter über dem Städtchen los. Der Donner rollte und hallte hundertfach von den Felswänden wieder und der Regen goß in Strömen vom dunkeln Himmel herab. Die Gassen waren wie ausgeflorben; Alles hatte sich in den Schirm der Häuser geflüchtet. Ein einziges altes Männchen, nur kaum eine Elle hoch, ärmlich gekleidet, mit langem eisgrauem Barte, schlich müde und mühsam durch das Städtchen und klopste bald hier bald dort an einem der stattlichen Häuser an, um ein Obdach vor dem tobenden Unwetter zu suchen. Er war ein guter Bekannter der übermüthigen Roller; manchem hatte er eine köstliche Silberader gewiesen, manchem, der sich auf der Jagd in den wilden Flüssen des Justisthales verstiegen, den rechten Weg gezeigt. Aber heute wollte das Bergmännchen Niemand kennen; mit Schimpfen und Schelten wies man den Zwerg allenthalben fort und hie und da wurden ihm gar die Hunde nachgehegt, flogen ihm Scheiter und Steine um die Ohren. — Stillgeduldig trug das Bergmännchen die Unbill, auf Schimpfen und Schelten erwiderte er kein Wort, nur wenn die Hunde ihm zu nahe kamen, machte er rasch eine drohende Bewegung, daß der bissigste Bär oder Türk furchtsam mit eingezogenem Schwanz heulend davonlief.

Ganz am äußersten Ende des Städtchens lag ein armselig Hüttchen, von zwei armen alten Fischerleuten bewohnt. An allen großen Häusern hatte der Zwerg vergebens angeklopfet und nirgends Einlaß gefunden. Sollte er es hier noch probiren, wo die Armuth selber ihre Herberge gefunden zu haben schien? Das Männchen schüttelte bedenklich den eisgrauen

Kopf, aber es pochte dennoch an. Ein altes Mütterchen, des armen Fischers Weib, kam heraus, fragte nach seinem Begehr und hieß den unerwarteten Gast freundlich willkommen: Nur schnell herein, sagte sie, und trocknet eure Kleiderchen; s'ist ja ein Wetter, man jagte keinen Hund vor die Thüre, geschweige denn ein altes graues Männchen wie Euch. Seh' Hannes, mach' Feuer, daß der Zwerg sich trocknen kann! Hannes war nicht weniger mildherzig als seine Grit; er gab dem Männchen trockene Kleider, in denen er sich allerdings ganz verkriechen konnte und bot ihm Milch, Käse und Brod, während Grit ein wärmend Süpplein für den Gast kochte. Dem guten Bergmännlein wurde es ganz wohl und warm um's Herz bei den braven alten Leuten; er blieb die Nacht, während das Unwetter weiter tobte, als wolle es gar kein Ende nehmen, gern bei ihnen; am frühen Morgen aber, als endlich der Himmel wieder klar geworden war, schlich er sich fort, ohne Abschied zu nehmen, aber an der Stelle, wo er Abends gegessen, da lag eine blinkende Silberstufe, wie sie kein Bürger von Rolf noch je gefunden. Das alte Pärchen war vor Erstaunen und Glück ganz stumm, als sie am Morgen die kostbare Gabe ihres Gastes erblickten, nur das schmerzte sie, daß sie ihm ihren Dank nicht mehr abstatsen konnten; aber vielleicht war es noch nicht zu spät, vielleicht konnten sie ihn noch erreichen; eilig verließen sie beide die Hütte, um dem Bergmännchen nachzueilen. Sie kamen nicht weit; kaum hatten sie den Fuß über die Schwelle gesetzt, als sie hoch oben auf der spitzen Fluh das graue Männchen erblickten, das unterdessen zum Riesen emporgewachsen schien. Warnend erhob der Berggeist seine Arme und laut und dröhnend klangen von seinem Munde die Worte:

Stadt Röll, zieh us mit dynem Volk!
 Die spitz' Fluh ist gspalte,
 Schlegel und Wegge si khalte;
 Zieh' us, dem Stampach zu!

Wenige vernahmen den warnenden Ruf; wenige beachteten ihn, die meisten lachten der Bergmännchen und ihrer Drohungen und Warnungen. Nur das alte Fischerpaar schickte sich zum Fliehen an; aber es war bereits zu spät. Von der Höhe der Kalligstöcke erdröhnte plötzlich ein furchtbares Poltern und Krachen und ängstlich warfen sich Hannes und Grit auf die Knie, den Höchsten um Schutz und Gnade ansehend. Sie sahen, wie von der spitzen Fluh hoch über der Stadt sich eine mächtige Felswand ablöste und donnernd zu Thale stürzte, im Falle sich in tausend und aber tausend Felsblöcke zersplitternd, die in rasenden Sprüngen gegen das dem Untergange geweihte Städtchen herabrollten. Von der Höhe der Berge vernahm man deutlich mitten im Losen des Bergsturzes das Lachen und Jubeln der Bergmännchen, welche sich endlich für den Uebermuth und den Undank ihrer einstigen Freunde rächten.

Der Strom der Felsblöcke ergoß sich über die unglückliche Stadt, Alles verheerend und verwüstend; mitten in demselben aber rollte ein haushoher Felsblock und auf demselben ritt das graue Männchen, mit einem Fichtenstamme den Block wie mit einem Ruder lenkend, bis daß er plötzlich hart vor dem Hause der armen Leute fest stehen blieb, so daß die nachfolgende Gesteinsmasse sich an ihm theilte und links und rechts die Gassen von Röll mit ihren Bewohnern begrub, während das Häuschen vom Blocke geschirmt, verschont blieb.

Am Abend stand vom Städtchen Röll, das Häuschen ausgenommen, kein Stein mehr auf dem andern. Häuser und Mauern, Kirchen

und Thürme, Alt und Jung und Mann und Weib hatte der Bergsturz begraben und als Leichensteine ungeheure Felsblöcke aufgethürmt.

Die Fischerleute im ärmlichen Hüttchen, die einzigen, welche Gastfreundschaft und Dankbarkeit nicht vergessen hatten, blieben allein verschont; aber auch ihnen wurde es an der verödeten Stelle unheimlich; sie zogen über den See nach Einigen und kauften sich dort mit dem Werth ihres Gastgeschenktes ein freundliches Gütchen, wo sie bis zu ihrem seligen Ende in Ruhe und Frieden lebten. Von den Bergleuten aber hat man am Thunersee nie wieder etwas gehört. In den Klüften und Spalten der Gesteine sind sie verschwunden und der Haupteingang zu ihren unterirdischen Hallen und Gewölben, das Schafloch am Rothhorn, ist durch Eis und Gletscher verschlossen.

Amerikanische Rechtlichkeit.

Ein Bankbeamter in New-York, der 100,000 Dollars unterschlagen hatte, fragte einen der berühmtesten dortigen Advokaten, was er thun solle, um sich vor den Folgen einer allfälligen Entdeckung des Defizits zu schützen. „Gehen Sie in Ihr Bankgeschäft, stehlen Sie dort noch einmal 100,000 Dollars und kommen Sie mit diesem Gelde wieder zu mir,“ sprach der Advokat. Der Beamte that, wie ihm geheißen. Hierauf theilte der Advokat der Direktion der Bank auf brieflichem Wege mit, daß sein Klient 200,000 Dollars unterschlagen habe, aber bereit sei, 100,000 Dollar zurückzuerstatten, wenn man die Geschichte vertuschen wolle. Die Direktoren gingen auf das Anerbieten ein und der ungetreue Beamte gilt heute für einen respektablen Mann.

„Gehet hin in Frieden.“

Den Studenten einer höheren Lehranstalt war es untersagt, ein gewisses Wirthshaus, „Zum Frieden“ genannt, zu besuchen, da es nicht im besten Rufe stand. Zwei lockere Bürschchen kehrten sich aber nicht daran und wurden deshalb vor den gestrengen Rektor geladen. Dieser, zufällig ein Gottesgelehrter, fragte sie: „Warum haben Sie das Verbot übertreten?“ „Herr Rektor, Sie haben es uns selbst befohlen.“ „Wie so?“ Sie haben letzten Sonntag am Schlusse Ihrer Predigt gesagt: „Und nun gehet hin in Frieden!“

Muster-Adressen.

... Auch ist hierbei ein Paket in ein altes blaues Schnupftuch genäht. Alles zusammen an den Studjosus von der Mittezien Carl Friedrich Schnapplich auf die Universität in Jena.

Lange darf Er aber nicht liegen bleiben, sonst verdirbt Er, denn es ist frische Lernerwurst und Bradwurst dadrinne.

Dieser Brief ist für den Schmiedemeister wovon ich den Namen nicht weiß aber er hat bei der letzten Kirmis in Friedesdorf Brigel gekrigt, wohnt in Brandenburg. Das Bohrdo kann er selber bezahlen.

An den Herrn Streichzündhölzchenfabrikanten ohne Schwefel und schlechten Geruch Ferdinand Bliznichel in Teplitz.

An die Frau von dem großen Schweine, welches sie hat gezeigt in Leipzig auf der Messe und jetzt in Altenburg. (Auf der Rückseite.) Wenn das liederliche Geschöpf schon wider fort ist, so bitte ich den Herrn Postexpedition, ihm es nachzuschicken, denn sie ist mir noch zwei Thaler schuldig.

Resignation.

Eine 30jährige Weibsperson aus einer Landschaft, die ihrer schönen Gusteni und stark besuchten Jahrmärkte wegen berühmt ist, hätte sich gerne verheirathet und besuchte in dieser Absicht fleißig Tanzböden und Jahrmärkte. Als aber alle ihre Bemühungen erfolglos blieben, sagte sie verdrüsslich von sich selbst: „I ha jiz d's Gusti scho mängs Jahr z'Märit g'stellt und es het nie Abgang g'funde; jiz will is endlich la sy!“

Der große Hund.

Professor zu seinen Schülern: „Meine Herren, ich sehe wohl ein, daß Sie den Hund nur deshalb in's Klassenzimmer gebracht haben, um sich mit mir einen Spaß zu machen, aber mit einem so großen Hunde macht man keinen Spaß.“

Muster-Styl.

(Heirathsgesuch aus dem „Bund“.)

Eine jüngere Wittwe, die ein schönes, rentables Geschäft, aber schwer allein fortzuführen ist, wünscht sich mit einem braven, soliden Mann, mit sanftem Charakter und Geschäftskennntniß zu verehelichen.

Resultate flüchtiger Zeitungsleserei.

Bekanntlich liest man in den Zeitungen eine Kolonne hübsch nach der andern. Daß es aber auch schon Leute gegeben hat, die da glaubten, man müsse von einer Spalte in die andere hinüberlesen, können folgende Musterchen beweisen. Im italienischen Theater in London erregt ein Tenorist großes Aufsehen ... Er hört auf den Namen Azor, ist drei Jahre

alt und hinten schwarz gezeichnet. — Auf der Sternwarte zu Leipzig wurde ein neuer Komet entdeckt . . . er ist besonders daran kenntlich, daß ihm die oberen Vorderzähne fehlen. — Mein Kutscher Christian Vock ist gestern nach Verübung mehrerer Diebereien heimlich davongegangen . . . nach Berechnung der Astronomen wird er in 373 Jahren wieder sichtbar werden. — Die große Rabbinerversammlung wird hier Ende dieses Monats stattfinden . . . wobei ich mit frischer Wurst und Schweinsbraten aufwarten werde. — Die Polizei verfügte sich in das bezeichnete Versammlungslokal des Sozialistenvereins und bewirkte hier die Wegnahme wichtiger Briefe und sonstiger Papiere . . . welche nach einer Nachricht im Morning-Chronicle mit anderen Versteinerungen in Ohio ausgegraben worden sind. — Gestern Abend entschlief mein innigst geliebter Gatte und . . . wird am 10. d. M. auf dem Stadttheater zu Leipzig als „Burzel“ im „Weltumsegler wider Willen“ gastiren. — Unweit des Seekruges in Magdeburg wurde in der Elbe ein Seehund gefangen . . . er stieg mit seinem zahlreichen Gefolge im Gasthose „Stadt London“ ab und ließ sich noch selbigen Tages im Dom herumführen. — Besondere Aufmerksamkeit erregt jetzt im zoologischen Garten der große grönländische Eisbär . . . und wird sich mit der Tänzerin B. verheirathen und dann mit ihr in's Bad reisen.

Ghestandszene.

Man n. Schau her, Frau. Wie gefällt Dir mein neuer Ueberzieher? Fra u. Na, da hast Du wieder was Schönes gekauft. Du wählst auch immer das Schlechteste. Man n. Ja wohl, mein Schatz — und mit Dir habe ich angefangen.

Jenseit des Ganges.

Ein Student der Berliner Universität war wegen unliebsamer, ihn sehr nahe angehender Vorfälle von seinem Dekan zu einer Audienz befohlen. Er zog es vor, nicht zu erscheinen. Nach einigen Tagen begegnete er dem gestrengen Dekan. „Sie sind nicht zu mir gekommen?“ Herr Professor, ich habe gelesen, Sie seien verreist. „Verreist? Wo sollte ich denn jetzt gewesen sein?“ In Indien. „In Indien? Und wo haben Sie das, wenn ich fragen darf, erfahren?“ Durch einen Anschlag in Ihrer Wohnung, Herr Professor, denn dort steht an der Thüre: „Ich bin jenseit des Ganges zu sprechen.“ G a n g e s heißt ein Fluß in Indien.

Freundschaftsdienst.

In einer kothigen Straße wanden zwei Freunde, des süßen Weines voll, hin und her. Endlich fällt der Eine zu Boden und bittet den Andern, ihn doch nicht da liegen zu lassen, sondern ihm aufzuhelfen. „Aufhelfen, Freundschaften“, sagte dieser, „kann ich dir nicht, aber zu dir legen will ich mich.“

Musterrede zu Kopulationen.

Du da, der Du Dir die da, und Du da, die Du Dir den da zum Ehegatten auserkoren, liebet Euch und habt Geduld miteinander.

Galanterie.

Hausfrau (zum Gaste): „Nun, wie schmeckt Ihnen der Schafbraten?“ Gast: „O, der Braten ist deliziös; wahrlich, solche Schafe trifft man nur in guten Familien.“

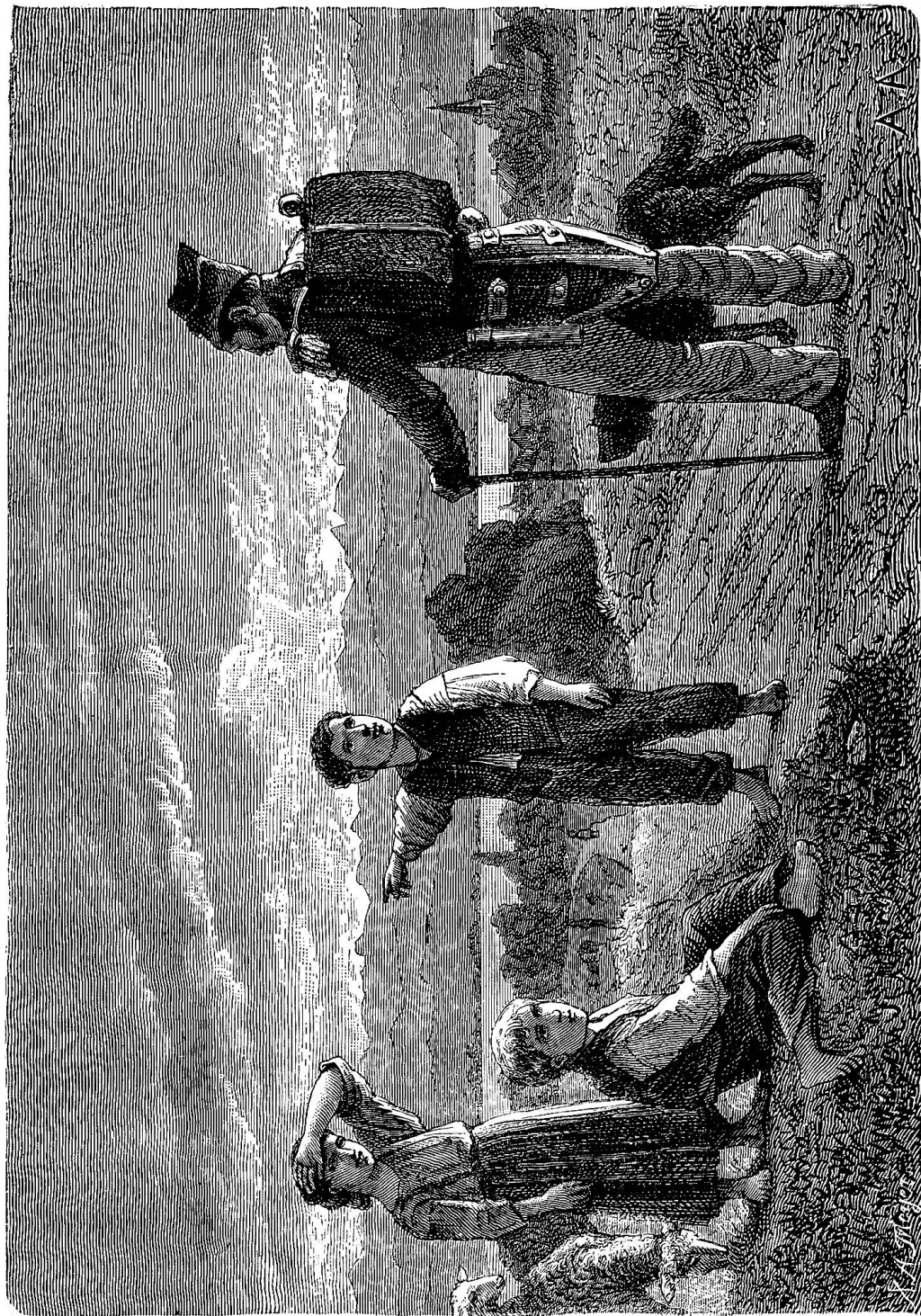
Wozu ein Unglück gut sein kann.

Es war eine stille warme Sommernacht; der Mond leuchtete am klaren Himmel und übergoss Felder und Wälder mit weißem Lichte. Die Thurmspitze der Kirche von Gernigen glänzte darin wie Silber und hob sich scharf von dem dunkeln Laubwerk der Linden ab, die seit Jahrhunderten den kleinen Hügel hinter dem Kirchhofe krönen. — Es war eine Nacht wie für Liebende geschaffen und ein Liebespaar war es auch, das im Schatten der Linden Schutz vor dem verrätherischen Mondlichte gesucht hatte. Aber nicht Liebesworte wurden da geflüstert; bitter und trozig waren die Worte und scharfe, verletzende Reden flogen wie vergiftete Pfeile hin und her. Ein hübsches Mädchen und ein stattlicher Bursche waren es, die durch bösen Zwist den Frieden der stillen Nacht störten.

Ho, mach' nume, was de witt! klang bitter und höhnisch die Stimme des stolzen Mädchens, mach nume was de witt, wege so m'ene rußige Schmied hinderfinne i mi de no lang nit! S'git süst no Bursche gnue für's Schloßbure Kenneli, und de no lang richeri und fürnehmeri als Du. Wenn d'meinst i soll mir Lebzig feis Mannevolk meh aluege als Di, so bist a di legi cho! Die Stimme des Burschen klang unsicher und gedämpft, als er den höhnischen Worten antwortete. Bald brauste in ihr der Zorn über den Leichtsinne und die Falschheit des Mädchens, bald wieder klang sie leise und bittend. Es war eben die alte Geschichte. Des Schloßbauern Kenneli, das schönste und stolze Mädchen landauf landab, hatte Wohlgefallen gefunden an dem stattlichen Schmiedsohne Christen und die beiden hatten sich gefunden, unbekümmert darum, daß die Eine des reichen Schloß-

bauern einziges Töchterlein, der Andere der Älteste von den vielen Kindern des armen Dorfschmieds war. Ob es Liebe, ob es Eitelkeit war, die Kenneli zuerst zu Christen gezogen hatten, wer kann das entscheiden? Christen war der größte und stärkste Bursche in der ganzen Gegend, immer hellauf und munter, ein flotter Tänzer und gefürchteter Schläger, der mehr als einmal auf einem Tanzboden mitten in der ärgsten Prügelei Ordnung gemacht hatte, der erste bei allen lustigen Streichen, dabei aber ein treues Herz und ein Arbeiter, wie nicht leicht ein Anderer. Kein Wunder, daß die Mädchen von Gernigen alle den flinken Burschen gut leiden mochten und ob dem krausen Blondhaare und den muntern blauen Augen den Ruß an Gesicht und Händen gerne vergaßen.

Auch des Schloßbauern Kenneli machte davon keine Ausnahme; auch ihr gefiel der rußige Schmied besser als die hochmüthigen Müller und Bauernsöhne, die ihr nachgingen, und vielleicht um so besser, als sie wußte, daß jede Andere ihn gerne gehabt hätte. So ging es denn nicht lange, bis Christen Kennelis Schatz war, aber die Liebchaft war eine stürmische. Kenneli, das mehr Eitelkeit als Herz besaß, quälte den treuherzigen Burschen bis aufs Blut mit schnippischen Launen und Liebäugeln mit Anderen, und dazu sollte Christen schweigen und sich glücklich schätzen, daß des Schloßbauern Töchterlein überhaupt sich mit dem rußigen Schmiede abgeben möge. Christen wollte das nicht in den Kopf, er machte dem hoffährigen Meitschi Vorwürfe, ein Wort gab das andere und Auftritte, wie der vorher geschilderte, waren bald nicht selten. Und doch wollten die Beiden nicht von einander lassen; Christen weil er Kenneli wirklich liebte, Kenneli weil es ihre Eitelkeit



Christen's Heimkehr.

nicht zuließ, den Fisch wieder ab der Angel zu lassen.

So arg wie heute war es aber noch nie gewesen, das neckische Gezänk war zum häßlichen Zwiste geworden, kein gutes Wort fand mehr seine Stelle, immer schärfer und schneidender wurden Nennelis Reden, immer tiefer fraßen sich Groll und Gram in Christens Herz hinein, — bis endlich sein Zorn hoch aufloderte und er mit harten bösen Worten dem Mädchen seine Falschheit vorhielt, ihr den silbernen Ring, den sie ihm einst geschenkt, vor die Füße warf und sich zum Gehen wandte. Er war kaum ein paar Schritte weit gekommen, als ihn sein Entschluß schon wieder reute; er hielt an, vielleicht rief ihn Nenneli zurück, vielleicht war der Streit der letzte gewesen und Alles wieder gut. — Er hörte nichts, als das Rauschen der Blätter im leisen Winde. Wieder ein paar Schritte, aber noch kein Laut; da plötzlich erklingt grell und scharf Nennelis höhnisches Lachen: So lauf, du Narr! meinst i heig nit bald en Andere, rycher und schöner als Du! Lauf nume, was frage n'i Dir derna!

Und Christen lief; das Lachen Nennelis geßte ihm in den Ohren nach, der Kopf brannte ihm und die Zunge klebte am Gaumen. Blindlings stürmte er, Wuth und Schmerz im Herzen, durch die stillen mondbeschiedenen Felder. Und Nenneli? Sie stand noch lange da; daß Christen ihr im Ernst davonlaufe, konnte sie nicht glauben, der mußte jeden Augenblick wieder da sein und de- und wehmüthig um Verzeihung bitten, aber diesmal wollte sie ihn recht zappeln lassen, der sollte wissen, wer Schloßbure Nenneli sei und wer er, der lypmige rußige Schmied.

Christen ließ auf sich warten; Nenneli

wurde es ganz furios ums Herz. Christen, Christen! rief sie erst leise, dann lauter. Christen! Nichts regte sich. Nu wart Du nume, dachte das Mädchen ärgerlich, wart nume, du mußt mir's büßen! und roth vor Aerger, die Lippen trotzig aufgeworfen, ging sie heim dem nahen Schloßhofe zu. Noch einmal ließ sie ihre Blicke durch die hellbe-leuchteten Felder schweifen; von Christen war Nichts zu entdecken. Sie ging ins Haus und zu Bette, aber sie schlief schlecht, Zorn und Aerger und vielleicht auch etwas Angst und Reue ließen ihr nicht viel Ruhe und gäb wie sie sich sagte: Christen kömmt schon wieder! so war es ihr doch nicht ganz wohl zu Muth.

Christen aber kam nicht wieder. Niemand im Dorfe wollte ihn nach jenem Abend wieder gesehen haben. Zu Hause war er nicht gewesen; er war und blieb verschwunden. Ein paar Wochen lang war seine räthselhafte Entfernung das Tagesgespräch landauf landab; dann ließ die Neugierde nach und man sprach kaum noch von dem Verschollenen, als nach ein paar Monaten der alte Schmied einen dicken Brief mit vielen fremden Postzeichen erhielt und darauf den neugierigen Frägern kurz mittheilte, sein Christen sei wohl und gesund, werde aber für's erste nicht heimkommen. Eine Zeit lang fachte dieser Brief die Gwunderigkeit wieder von Neuem an, dann erlosch sie wieder wie ein Flämmchen ohne Nahrung. Christen war vergessen, auch von Nenneli, die Anfangs voll Reue und Leid, sich bald wieder getröstet und einen anderen Schatz gefunden hatte und nach kurzer Zeit jetzt als Wirthin zum weißen Kreuz in Spätigen aufziehen sollte. Statt des stattlichen Christen hatte sie den Sohn des reichen Kreuzwirths ge-

nommen, einen häßlichen verdrehten Burschen, dem Niemand Gutes nachzureden wußte.

Sieben Jahre waren seit jener Zeit vergangen, da schritt an einem kühlen Herbstabend ein großer sonnverbrannter Mann, dem man den Soldaten von Weitem ansah, mit müden Schritten den Feldweg von Gerzungen nach Spätigen hinab. Ein paar Kinder, die am Wege spielten, fragte er mit fremdartiger Sprache nach dem nächsten Wirthshause; sie wiesen ihm das weiße Kreuz, ein stattliches, aber unsauberes und vernachlässigtes Haus, und bald saß der müde Kriegsmann in der niederen Wirthsstube hinter einem Schoppen, den ihm ein unsauberes, schlüpfriges Schläppli gebracht.

Daß es unser Christen war, der heimkam und, um nicht erkannt zu werden, möglichst fremd that, hat der geneigte Leser vielleicht schon errathen. Aber er hatte sich während der sieben Jahre bis zur Unkenntlichkeit verändert. Aus dem feken jungen Burschen von ehemals war ein stämmiger, ernster Mann geworden; Gesicht und Hände waren lederbraun, das Haar dunkler geworden; ein militärischer Schnauz und Knebelbart beschattete Mund und Kinn und eine rothe Narbe zog sich auf der linken Wange herunter. Eine silberne Denkmünze blinkte auf dem alten Uniformfracke, dessen Schnüre den Wachtmeister verriethen.

Es war Christen eigenthümlich ergangen, als er damals von Nenneli weg blindlings durch die Nacht hinstürmte. Ohne Plan und Absicht war er gerannt und plötzlich sah er vor sich die hell erleuchteten Fenster des weißen Kreuzes zu Spätigen. Gerne wäre er unbemerkt vorbei, aber unter der Hausthüre stand der schielende Frik, des verstorbenen Wirthes Sohn. He Christen! rief er ihm zu, wo

brennts, daß Du so rennst? komm herein zu m'ene Schoppe, oder het der's öppe z'Nenneli verbote? — Der Name Nennelis aus dem Munde des widerwärtigen Burschen, der selbst lange dem hoffärtigen Mädchen nachgegangen war, brachte Christen vollends außer sich. Nenneli oder nit Nenneli! schnauzte er Frik an; z'verbieten hat mir Niemand etwas; wenn i Durst ha, chume n'i vo selber, es schickt si neue nüt, daß der Wirth de Lüte uf der Straß uspaffet für se zuche z'schleipse! Ho, nume hübscheli, begütigte Frik, ha g'meint e Schoppe alte thät Dir o wohl, me g'seht ja, wie de heiß heßt, chum nume ine, i meines gut mit dir; es sy es paar Herre da, die Alls zahle und gut wüsse z'brichte. Chum, me het recht kurzi Zyt derbi! Christen ließ sich bewegen; er kam herein und trank, aber beim ersten Schoppen blieb es nicht und auch nicht beim zweiten; der Zorn macht Durst, der Wein war gut und die beiden Herren, die im Hinterstübli saßen, wußten wirklich gar kurzweilig zu erzählen. Christens Kopf fing an zu glühen, immer mächtiger schwoll in ihm der Zorn über Nenneli und immer neuen Wein goß er nach, um die innere Gluth zu löschen. Halbverwirrt hörte er zu als die fremden Herren von fremden Ländern erzählten mit reichen Ballästen und herrlichen Gärten, vom üppigen Leben im fruchtbaren Lande und von schönen halbwilden Weibern und wie das eigentlich Alles nur für den holländischen Soldaten da sei und wie der es gut habe; wie es Einem, der sich nur halbwegs brav stelle, gar nicht fehlen könne, in ein oder zwei Jahren Offizier zu werden und wie die Gerniger dann Augen machen würden, wenn er so als Offizier in schöner Uniform heimkäme und die holländischen Dukaten nur so aus dem Ärmel schütteln könnte. — Der

Wein, besonders in den Zorn hinein getrunken, ist ein schlechter Rathgeber; Fritz half mit Stichelreden auf Menneli fleißig das Feuer schüren; Christen wurde es immer heißer im Kopf; an Menneli sich rächen, als stolzer Offizier heimkommen und das hoffährtige Ding dann mit keinem Auge nur ansehen, ja das wollte er. Fast ohne zu wissen, was er that, nahm er Handgeld; eine seltsame wilde Fröhlichkeit bemächtigte sich seiner, die auf einmal, nachdem der Eine der Herren ihm unbemerkt ein paar Tropfen einer braunen Flüssigkeit ins Glas geschüttet hatte, einem bleiernen Schläfe Platz machte. Als er spät am folgenden Mittag mit schwerem stürmendem Kopfe erwachte, fand er sich bereits auf französischem Boden unter zahlreichen Gefährten. Die Werber hatten den ersten Zug benutzt, den betäubten Rekruten weiter zu schaffen und als er endlich zum Bewußtsein seiner Lage kam, war es zu spät. Im fremden Lande fand er keine Hülfe; Widerstand fruchtete nichts und gebunden wurde er endlich nach Holland hinuntergebracht, um dort als Rekrut einem ostindischen Regimente zugetheilt zu werden.

Einmal im Regimente, hielt ihn die militärische Disziplin fest; an's desertiren war einstweilen nicht zu denken und nach und nach erwachte in Christen das alte kriegerische Bernerblut; anfangs nur gezwungen, nachher mit Freuden erfüllte er seine Pflicht. Zum Offizier brachte er es nicht, wie denn überhaupt im holländischen Dienste kaum je ein geworbener Soldat zum Offizier befördert wird; aber seine Pflichttreue und der Muth, den er vielfach im Kampfe mit den wilden und halbwildem Eingebornen Sumatra's und Java's bewies, brachten ihm die Verdienstmedaille und die Wachtmeisterschnüre, und

als er nach sechs Jahren seine Zeit ausgedient hatte und seinen Abschied nahm, da ließ der Oberst den braven Soldaten nur sehr ungern ziehen und versprach ihm goldene Berge, wenn er noch einmal Dienst nehme. Christen schüttelte den Kopf; den schönen Versprechungen traute er nur halb, dazu zog es ihn heim zu seinen greisen Aeltern, vielleicht auch noch etwas zu Menneli; er ließ sich nicht zum Bleiben bewegen. Von seinem Hauptmann, dem er einst im Kampfe das Leben gerettet, reich beschenkt, schiffte er sich in Batavia zur Heimkehr ein. Es gingen nicht viele mit ihm von denen, die mit ihm gekommen waren. Gefährlicher als die Waffen der Feinde sind den holländischen Soldaten in Ostindien das Klima und die Fieber, die es mit sich bringt; von hundert, die als Soldaten nach Batavia ziehen, sieht kaum ein Duzend die Heimat wieder.

Wie Christen heimfuhr, wie er in Gerungen Aeltern und Geschwister begrüßte, das will der Bote nicht lang und breit ausmalen; nur das will er melden, daß schon an einem der ersten Tage Christen mit einem tüchtigen Dornstocke in der Hand sich zum weißen Kreuz nach Spätigen aufmachte, wo wir ihn in der Wirthsstube gelassen haben. Für weißen Rücken der Dornstock bestimmt war, kann sich der geneigte Leser wohl vorstellen. Seit Christen vernommen hatte, daß der Kreuzfritz das schöne Menneli geheirathet, war ihm der Verdacht, als hätte der falsche Bursche bei seiner Anwerbung die Hand mit im Spiele gehabt, zur Gewißheit geworden; heute dachte er mit Fritz einmal gründliche Abrechnung zu halten. Lange zu warten brauchte er nicht. Die Thüre ging bald auf und ein dicker aufgedunsener Mann, vorzeitig gealtert, mit kupferrother Nase, unsauber und schmierig,

die Füße in ausgetretenen Schlarpen, schlich sich langsam in die Stube und begrüßte den Fremden, ohne ihn wiederzuerkennen. Auch Christen hätte fast den Kreuzfritz nicht gekannt, nur der schielende Blick und der hinkende Gang erinnerten noch an den hoffährigen Wirthssohn von ehemals. Christen hätte vor Ueberraschung fast den Dornstoc fallen gelassen und als er hörte, wie Fritz mit heiserer Stimme einen Halbschoppen Herdöpfeler verlangte und sah, wie er vor Zittern das Glas kaum zum Munde bringen konnte, da schien es ihm fast, es wäre Schade, den schönen Dorn an einem solchen Jammermenschen zu brauchen.

Mit krächzender Stimme fragte der Wirth den Gast, woher und wohin; Christen gab kurzen und puckten Bescheid, so daß es Fritz bald verleidete, sich mit ihm zu unterhalten und er sich deshalb an das klebrige Schlärpli machte, das in der Wirthsstube bediente. Die beiden schienen es gut mit einander zu können; von schlüpfrigen Redensarten und rohen Späßen ging Fritz bald zu handgreiflichen Liebkosungen über; er nahm das Meitschi um den Hals und kneipte es in die Wangen, da plötzlich wurde hinten in der Gaststube die Thüre aufgerissen, ein Scheit fauste herein und traf den ungetreuen Mann auf den Kopf, daß er blutete.

In der Thüre stand, die Hände in die Seiten gestemmt, das ehemals schöne Nenneli, jetzt eine spitze eckige Frau, der man das Reibeisen durch sieben Zäune ansah. Das hoffährige Meitschi war, wie das oft geht, als Frau zum rechten Schlarp geworden; ungekämmt und ungewaschen stand sie da, die kostbaren Kleider zerrissen und beschmutzt, goldene Ringe an den unsaubern Fingern; die grauen Augen glänzten boshaft, die Nase

leuchtete in verdächtigem Roth und dem Munde entströmten die rohesten und ungeschämtesten Flüche und Schimpfworte auf ihren Hudel von Mann und seine d. . . . More! — Fritz machte daß er hinauskam, ebenso das Schlärpli, nachdem es der Meisterfrau brav das Maul angehängt und ihr alles Wüste vorgehalten hatte.

Christen fing es an übel zu grausen; den Dornstoc hatte er hier nicht mehr nöthig, das sah er wohl; Fritz und Nenneli waren beide jedes mit dem andern genugsam gestraft; er zahlte seine Zechen und stand auf, und als erst die Frau Wirthin, die gerne mit dem stattlichen Soldaten etwas angebändelt hätte, ihn mit zuckerfüßen Mienen und glitzerigen Augen recht dringlich zum Bleiben nöthigte, da lief er davon fast so schnell, wie damals an jenem Sommerabend unter den Linden. Statt Groll und Haß spürte er fast nur Dankbarkeit und Mitleid mit dem Kreuzfritz; hatte der ihn doch gerade durch seine Falschheit vor dem Hausteufel gerettet und ihn sich selbst auf den Hals geladen. Das Unglück, das Christen durch Fritzens Schuld betroffen, war ihm zum Glück angeschlagen und mit Grausen dachte er daran, was für eine Lebzig er mit Nenneli gehabt hätte, wenn ihn nicht Batavia davon bewahrt hätte. Zurück nach Batavia ist Christen nicht mehr gegangen; er hatte im Militär das Arbeiten nicht verlernt; mit seinem kleinen Kapitale kaufte er ein paar Stunden weit von Gernigen eine Schmiede und als tüchtiger Schmied gelang es ihm bald, sich vorwärts zu bringen. Aber das Heirathen, sagte er längstüßs, habe er aufgesteckt; er wolle lieber nicht durch Schaden klug werden; es sei mit den Meitschene schier wie mit de Pfyfelter, nume grad umfehrt. Aus den wüfsten Staupen gebe es

mängisch die schönsten Sommervögel; aber aus den schönsten und hoffährtigsten Meitschene oft die schmierigsten und eckelhaftesten Haus-teufel; ihn gelüste es einmal nicht mehr zu probieren. — Es ist aber Christen gegangen, wie es oft geht. Er muß doch endlich gefunden haben, es seien nicht alle Meitscheni zuerst schöne Pysfolter und nachher häßliches Ungeziefer, denn als der Bote das letztemal durch Christens Dorf kam, saß der Schmied am Abend vergnüglich auf der Bank vor dem Hause, auf den Knieen schaukelte er einen kleinen blonden Krauskopf, der ihm wie aus den Augen geschnitten war, und neben ihm saß ein freundliches, sauberes Fraueeli, das gar nicht nach dem Hausteufel aussah.

Mit Fritz und Nenneli dagegen ging es bergab. Heute ist das weiße Kreuz längst durch die Gläubiger verkauft worden. Fritz ist im Spital gestorben und Nenneli, das schöne Nenneli, zieht mit einer vagirenden Kesselflicker-Bande von Hof zu Hof.

Die Fürbitte.

Die Maitresse eines Fürsten verlangte von dem Hofprediger, daß er ihrer in dem Kirchen-gebete doch auch gedenke. „Wir gedenken Ihrer schon an jedem Sonntage!“ sagte dieser. „Wann denn?“ fragte diese neugierig. „Beim Unservater,“ sagte dieser, „wenn wir bitten, erlöse uns von dem Uebel.“

Amtlicher Styl.

Ein Unteroffizier machte einmal folgenden Rapport: „Habe gehorsamst zu melden, daß heute Nacht die Palissade vor dem Zeller-Thor aus „Faulheit umfiel“.

Kalbsleder.

Ein junger Mensch führte in einer Gesellschaft das größte Wort und sprach über Alles, selbst über ihm fernliegende Gegenstände, mit großer Zuversicht. „Man hört dem jungen M. gern zu,“ sprach eine Dame, welche ebenfalls auf Gelehrtheit Anspruch machte, zu einem Professor, „er spricht wie ein Buch. Sind Sie nicht auch der Meinung?“ „Allerdings,“ versetzte dieser, „der junge Mann gleicht wirklich einem Buche und noch dazu einem, das in Kalbsleder gebunden ist.“

In der Schule.

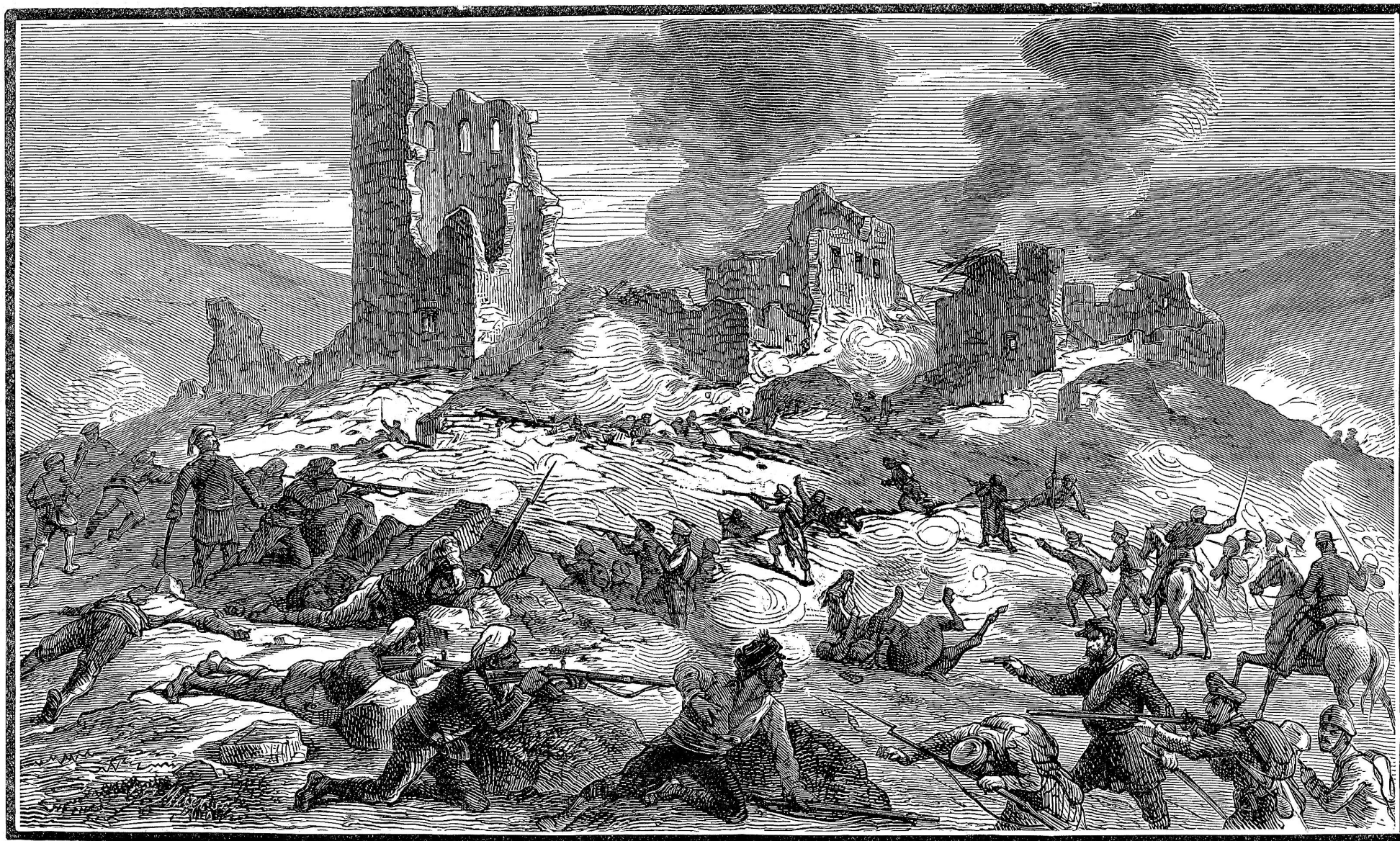
Ein Lehrer sieht auf der Wandtafel einen Eselskopf gemalt und darunter seinen Namen. Er nimmt die Klasse in's Verhör; endlich werden ihm als die Uebelthäter Benz und Fritz genannt. Benz erhält eine tüchtige Tracht Schläge; zum Fritz sagt der Lehrer: „Ei, ei, das werde ich Deinem Vater schreiben.“ Da heult Benz: „Hätten Sie es doch meinem Vater auch geschrieben.“

Welches Thier lebt am längsten?

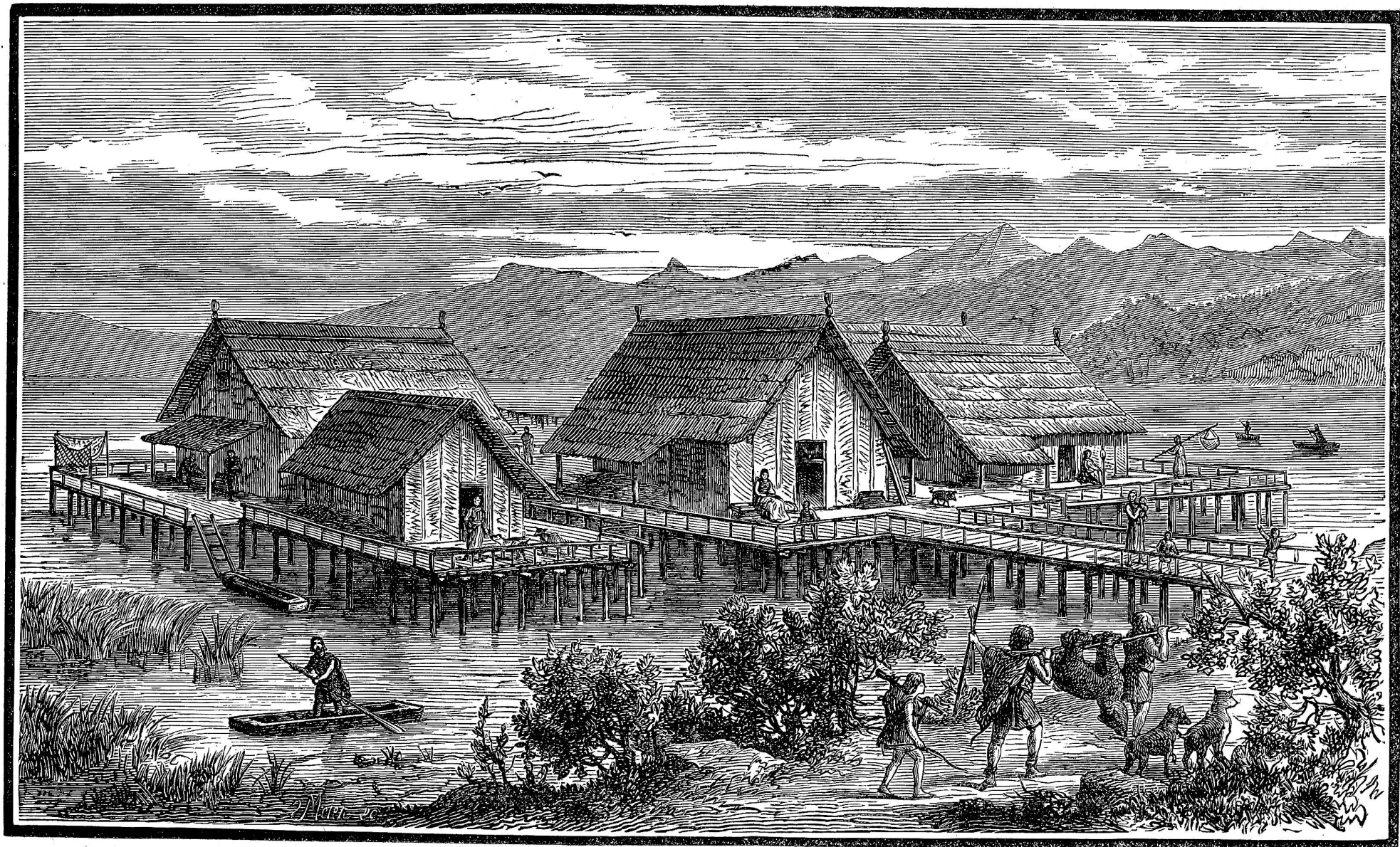
Lehrer. Noch muß ich nachholen: Unter allen Thieren lebt der Kal nach dem Tode am längsten.

Die kluge Frau.

Eine Frau, der allerlei Geräthe gestohlen worden waren, wollte in ihrem Aberglauben über deren Inhaber den Rath einer sogenannten klugen Frau hören. „Bitte, bitte, Mutter, nimm mich mit“, sagte ihr fünfjähriges Söhnlein, „ich habe auch noch keine kluge Frau gesehen.“



Erstürmung von San Pedro de Abanto bei Bilbao.



Ein Pfahlbaudorf.

Die Carlisten.

Wenn es im Schweizerlande irgendwo recht kunterbunt aussieht, Alles drunter und drüber geht und Niemand weiß, wer Koch und wer Kellner ist, so sagt man, dort sei eine spanische Ordnung, und wenn etwas so recht ungereimt und unsinnig ist, so heißt es, das komme Einem spanisch vor. Mit beiden Redensarten macht man den Spaniern gerade kein gutes, aber leider auch kein unverdientes Compliment, denn eine schlechtere Ordnung im Staat, als in Spanien seit vielen Jahren herrscht, kann man sich kaum vorstellen.

Einst war es nicht so; es gab eine Zeit, es sind freilich schon mehr als 300 Jahre seither verflossen, wo Spanien die erste Macht, der reichste und stolzeste Staat in Europa war. Spanische Könige regierten nicht nur in Spanien und Portugal, sondern im deutschen Reiche als Kaiser; sie herrschten fast über ganz Italien, über die reichen Niederlande, über Mexiko und den größten Theil von Südamerika, über die üppige, fruchtbare Inselgruppe der Philippinen in Ostasien. Im spanischen Reiche, hieß es, gehe die Sonne nie unter. Spanische Heere waren weit und breit gefürchtet, spanische Flotten beherrschten das Weltmeer, und in ihrem Schutze führten schwer beladene Gallionen Indiens Edelsteine und Gewürze, Amerikas Silber und Gold nach Cadix, Valencia und Barcelona.

Das war einstmal; heutzutage ist Spaniens Macht gebrochen, sein Reichthum verschwunden; nichts ist ihm übrig geblieben als der Hochmuth, der jetzt, da Alles dahin ist, auf was er sich stützte, widerwärtig und lächerlich zugleich ist. Alle die Besitzungen, die Spanien einst in Europa besaß, haben das verhasste Joch längst abgeschüttelt, die Länder

in Amerika sind ihrem Beispiel gefolgt und von der alten Weltherrschaft sind in Ost- und Westindien nur noch spärliche Reste, wer weiß für wie lange noch, übrig geblieben. Spanische Heere und Flotten sind Niemand mehr gefährlich, nicht einmal im eigenen Lande, an den eigenen Küsten vermögen sie mehr Ordnung zu halten. Das Volk ist verarmt, verdummt, unwissend und unlustig zur Arbeit.

Und daran sind drei Dinge Schuld: Die Weltherrschaft, die Pfaffenherrschaft und die Königsherrschaft.

Gewohnt, die halbe Erde zu beherrschen und auszusaugen, hat das Volk das Arbeiten verlernt und schämt sich sogar desselben, und ohne Arbeit muß eben auch das reichste und mächtigste Volk allmählig zu Grunde gehen. Die Pfaffenherrschaft, die nirgends üppiger und hoffärtiger sich ausgebreitet hat als in Spanien, hat das Volk mit Fleiß von jedem Streben nach Bildung und Aufklärung ferngehalten und jede freiere Regung mit Gewalt unterdrückt, und wer sich nicht vor den Priestern beugte, wer nur im Verdachte stand, kein eifriger Katholik zu sein, der ward den Flammen übergeben. In der kurzen Zeit von 16 Jahren, von 1482—1498 wurden in Spanien allein 10,220 „Keger“ auf dem Scheiterhaufen ihres Glaubenswegen verbrannt und nahezu 100,000 wurden, nachdem sie ihrer Religion abgeschworen, zur Vermögensentziehung, Körper- und Gefängnißstrafen begnadigt.

Heutzutage geht das allerdings sogar in Spanien nicht mehr; aber es fehlt nur an der Macht und nicht am Willen; bis in die letzten Jahrzehnte noch wurden Spanier, die sich der protestantischen Kirche anschloßen, von Rechts wegen mit Zuchthaus bestraft!

Und mit dem Pfaffenregiment ging in Spanien von jeher das Königsregiment Hand

in Hand. Es hat wohl kaum ein Land eine Reihe so erbärmlicher Könige aufzuweisen, wie das einst so stolze kastilische Reich. Als unumschränkte Herren glaubten sie zu herrschen und waren in Wirklichkeit nichts als willenlose Werkzeuge des Weiber- und Pfaffenregiments, das im letzten Jahrhundert fast an allen Fürstenhöfen herrschte. Auch die neuere Zeit hat darin keine Besserung gebracht. Die Könige und Königinnen seit Anfang dieses Jahrhunderts gehören zu den schlechtesten, die es überhaupt je gegeben hat, und der, der ihnen nachfolgen möchte, Don Carlos, ist um kein Haar besser.

Als die Schlachten von Leipzig und Waterloo dem Weltreiche Napoleons I. ein Ende gemacht hatten, erhielt auch Spanien statt des aufgezwungenen Herrschers aus dem Hause Bonaparte seinen sogenannten rechtmäßigen König Ferdinand VII. aus dem Geschlechte Bourbon zurück. Aber das Volk hatte damit nichts gewonnen. War es von den Bonapartes geschoren und geplagt worden, so wurde es von den Bourbons geschunden und gemartert. Ferdinand VII. hat die Spanier für die Treue, die sie ihm durch alle Kämpfe und Leiden der napoleonischen Kriege bewahrt hatten, damit belohnt, daß er die Verfassung aufhob, die Folter und die geheime Polizei wieder herstellte, die Klöster neu bevölkerte und die Jesuiten zurückrief, und wer nur im Verdachte stand, ein Freund der alten Verfassung zu sein, der wurde verbannt oder eingekerkert. Als Ferdinand im Jahr 1833 starb, hinterließ er ein zerrüttetes Reich, ein verarmtes und gefnechtetes Volk und den Bürgerkrieg. Aus Abneigung gegen seinen Bruder Don Carlos hatte nämlich der König das bisherige Gesetz der Thronfolge umgestoßen und seine Tochter Isabella zur Königin bestimmt, für welche

während ihrer Minderjährigkeit ihre Mutter Marie Christine die Herrschaft führen sollte. Und damit war das Zeichen zum Bürgerkrieg gegeben. Don Carlos und seine Anhänger, nach ihm Carlisten genannt, erhoben sich gegen die Königin und führten mit ächt spanischer Grausamkeit den Krieg um die Krone. Seither ist das arme Land nicht mehr zur Ruhe gekommen. Ein Aufstand, ein Bürgerkrieg folgte dem andern. Zwar wurde die Königin Isabella, durch ihren liederlichen Lebenswandel und schlechte Regierung berühmt, im Jahr 1869 vertrieben, und der geneigte Leser weiß, daß an ihrer Stelle der Prinz Amadeus von Savoyen zum König erwählt wurde und sein Bestes that, Ordnung im Lande zu schaffen; er weiß aber auch, daß Amadeus im Jahr 1873 freiwillig der Krone entsagte und die mühevollen, hoffnungslosen Arbeit aufgab. Seither ist Spanien eine Republik, daß Gott erbarm, vom wüthenden Kampfe der Parteien zerfleischt, ohne Ordnung und Sicherheit, allen hab- und ehrfüchtigen Generalen eine leichte Beute. Im Norden, längs des Pyrenäengebirges, das Spanien von Frankreich scheidet, wüthet der Carlistenkrieg, d. h. der Krieg, den die Anhänger des Don Carlos gegen jede spanische Regierung führen, die nicht den Prinzen als rechtmäßigen König anerkennt. Der alte Don Carlos ist allerdings längst gestorben, aber sein Erbe hat sein Enkel, Don Carlos der sich schon Karl VII. nennt, angetreten, und unter seinem Banner sammeln sich nun die Anhänger des alten Regiments, von den Priestern aufgestachelt und verführt. Es ist nur ein kleiner, schwer zugänglicher Theil von Spanien, der zu Don Carlos hält; aber die Bevölkerung desselben, das stolze, tapfere Volk der Basken ist des Krieges gewohnt und abgehärtet, den Pfaffen und ihrem Günstling

Carlos blindlings ergeben und hat seit vier Jahren den Truppen des übrigen Spaniens oft genug warm gemacht. Neben diesen ehrlichen, fanatischen Bauern kämpfen aber viele andere, deren Ziele weniger selbstlos sind. Da sind vorerst die Pfaffen, die von Don Carlos die Herstellung der Klöster und des Glaubenszwanges, die Priesterherrschaft und „Befreiung“ des Papstes erwarten, dann eine große Zahl von vornehmen Abenteurern aus aller Herren Länder, die nichts mehr zu verlieren und Alles zu gewinnen haben, und endlich die Familie Bourbon, die Europa in den letzten zwei Jahrhunderten die schlechtesten Könige gegeben hat und jetzt, da sie alle anderen Throne durch eigene Schuld verloren hat, um so hartnäckiger darnach strebt, den spanischen wieder zu erlangen.

Das sind die Kämpfer, die für das Banner der Carlisten fechten, und sie führen den Krieg mit einer Grausamkeit, wie sie eben nur in Spanien vorkommen kann. Seit 4 Jahren wogt der Kampf hin und her. Bald gewinnen die Carlisten für einige Zeit die Oberhand, bald wieder die Truppen der Regierung, und wie es enden wird, ist noch nicht abzusehen. Doch schien in neuer Zeit die Sache der spanischen Regierung den Sieg davongetragen zu haben, wenigstens war es am 2. Mai dieses Jahres dem Marschall Concha nach harten Kämpfen, namentlich um die befestigte Stellung der Carlisten vor San Pedro de Abanto, gelungen, die Carlisten von der hart belagerten Stadt Bilbao zu vertreiben, und auch seither war das Kriegsglück seinen Fahnen treu geblieben bis zur unglücklichen Schlacht bei Estella, vom 25.—27. Juni, in welcher der greise Held Concha getödtet wurde. Seither wogt der Krieg unentschieden hin und her. Die spanische Regierung hat den Aufstand

noch nicht bewältigen können; aber ebenso wenig haben die carlistischen Räuberbanden Fortschritte gemacht, und die Unmenschlichkeit, mit der diese den Krieg führen, hat die Entrüstung von ganz Europa wach gerufen. Die meisten europäischen Staaten haben in letzter Zeit die spanische republikanische Regierung als die rechtmäßige anerkannt; selbst Frankreich, das bis dahin dem Carlismengefunden allen Vorschub geleistet hat, will andere Saiten aufziehen, und hoffentlich gelingt es bald, dem Schinderhannes Carlos das Handwerk zu legen. Hoffentlich, sagt der Bote! denn wenn auch Spanien fern von uns liegt, und wenn auch die jetzige spanische Regierung weder viel Achtung noch Sympathie verdient, so wäre doch ein endlicher Sieg der Carlisten ein Faustschlag in's Gesicht der ganzen neuen Civilisation und ein Signal für das Wiederaufleben der Priesterherrschaft, gegen die heute die gebildete Welt aller Orten im Kampfe steht.

Etwas von den Pfahlbauten.

Wer heutzutage das Bernerland durchwandert und seine Freude hat an den sauberen Städten und stattlichen Dörfern, an den zierlichen Sennhütten der Berge und an den behäbigen Bauernhäusern der Ebene, der sollte es kaum glauben, daß es eine Zeit gab, wo die Bewohner des heutigen Bernbietes nicht viel anders lebten und wohnten als jetzt die Wilden in Afrika oder Australien.

Und doch war es einst so, es ist freilich schon lange her, wohl dreitausend Jahre und darüber. In vielen Seen der Schweiz, im Bernerlande, besonders im Bieler- und Moosseedorffsee, hat man in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Ueberreste von alten Wohnungen, sogenannten Pfahlbauten, aus jener längstvergangenen Zeit gefunden, und von diesen möchte der Bote seinen geneigten Lesern heute etwas erzählen.

Die Zeit, aus der jene Ueberreste stammen, ist wie gesagt eine alte, uralte, und wenn man meint, je älter eine Zeit, um so besser sei sie gewesen, so muß damals ein Leben gewesen sein, fast wie im Paradies. Es ist eigentlich kurios, aber es ist halt einmal so: der Mensch ist nie recht zufrieden mit der Gegenwart, so freundlich und sonnig sie auch sein mag, und der Zukunft traut er nur halb; dafür aber erscheint ihm Alles was dahinten ist, alles Vergangene im rosigsten Lichte. Ach, die gute alte Zeit! ist ein immer wiederholtes sehnfüchtiges Wort, und doch weiß selten Einer so recht, wie es in der guten alten Zeit eigentlich ausgesehen hat, und Du kannst die ältesten Leute nach ihr fragen, sie ist immer noch vor ihnen gewesen; sie selbst wissen davon nur, was sie von Eltern und Großeltern gehört.

Kurios ist es auch, daß dieselbe Gegenwart, mit der wir heute unzufrieden sind, sich für uns schon nach ein paar Jahrzehnten selbst in die „gute alte Zeit“ verwandelt, und doch heißt es immer und immer wieder: „Ja, alte ist es doch ganz anders und besser gsi!“ Wann denn? Möchtest Du deine Zeit etwa tauschen an die Zeit, da noch die gestrengen Herren Landvögte regierten? War das die gute alte Zeit, oder war sie noch vorher, als die Städte noch klein und schwach und dafür Adel und Geistlichkeit übermächtig waren, als der Bauer noch als Leibeigener harten Rittern und übermüthigen Pfaffen frohnden mußte? So weit unsere Chroniken reichen, von einer guten alten Zeit wissen sie nichts; immerwährenden Krieg und Kampf, Feuersbrünste und Pestilenz haben sie in allen Zeiten verzeichnet. Die wilden Stürme der Völkerwanderung, das eiserne Joch der Römerherrschaft fallen in die ersten Zeiten, von denen unsere Geschichte uns berichtet. War damals die gute, alte Zeit? Ach! auch damals hat wohl der helvetische Sklave unter der römischen Geißel nach der guten alten Zeit geseufzt, vielleicht gerade nach der Zeit, aus welcher die Pfahlbauten stammen, wo allerdings noch keine Römer im Lande waren und die Bewohner des alten Helvetiens sich noch ungestört und nach Herzenslust unter einander und mit den wilden Thieren herumalgen konnten.

Von dieser guten alten Zeit will der Bote

heute erzählen; vielleicht gelingt es ihm nachzuweisen, daß nicht alles Alte gut und nicht alles Gute alt ist, und daß die Gegenwart doch auch ihre nicht zu unterschätzenden Vorzüge und Annehmlichkeiten bietet, und endlich, daß es vielleicht nicht Manchen, der heute nach der guten alten Zeit seufzt, im Ernst gelüsten würde, die Gegenwart mit der Zeit der Pfahlbauten, die doch als die älteste, die wir in der Schweizergeschichte kennen, auch die beste sein sollte, zu vertauschen.

Der Name „Pfahlbauten“, den man jenen uralten Wohnungen beigelegt hat, erklärt sich von selbst. In jener Zeit war die Schweiz noch reicher an Seen als jetzt, und viele unserer jetzigen Seebecken sind nichts als kleine Ueberreste weit größerer Gewässer. Die Gebirge waren kaum noch bewohnt. Die spärliche Bevölkerung zog das flache Land und die Nähe der Seen vor, die ihnen reichen Fischfang und zugleich Schutz vor den Angriffen feindlicher Stämme oder wilder Thiere bot. Schon damals, in jener alten Zeit, wo die Menschen noch nicht so zahlreich waren und weit von einander entfernt wohnten, waren eben Kriegs- und Raubzüge gewöhnlich, und wenn die Zeit gut war, so war sie es eben für kriegs- und beutelustige Gesellen, die das Recht des Stärkeren zu benutzen verstanden.

Vor solchen Leuten sich zu schützen, wählten die damaligen Bewohner der Schweiz als Platz für ihre Wohnungen die Seeufer oder richtiger den Seeboden. Nahe am Ufer, auf sandigem Boden, gewöhnlich in einer stillen, vom Walde umschlossenen Bucht, schlugen sie mächtige Pfähle, oft ganze Holzstämme, in regelmäßigen Abständen in den Seegrund ein, sägten oder hackten sie oben alle in gleicher Höhe ab. Auf diese Pfähle legten sie wagrecht eine Reihe starker Balken und auf diese kreuzweise eine zweite, hie und da noch eine dritte. Auf diese Weise erhielten sie im See, vor den Wellen ziemlich geschützt, eine erhabene Plattform, die mit dem Lande durch einen hölzernen, leicht abwerfbaren Steg verbunden war. Von solchen Plattformen, die oft einen bedeutenden Umfang besaßen und manchmal mehrere Minuten vom Lande entfernt waren, sind in vielen Schweizerseen, namentlich in den Jura- und den kleinen Becken der Hochebene, zahlreiche Ueber-

reste, besonders vollständige Pfahlgerüste aufgefunden worden. War der Seegrund sumpfig oder steinig, so daß die Pfähle keinen sicheren Stand hatten, so wurden dieselben mit Steinen umgeben oder die Zwischenräume zwischen ihnen durch Reisigwedeln, mit Kies und Sand beschwert, aufgefüllt, bis endlich die oberste Schicht über den Seespiegel heraustrat und auf dieselbe der wagrechte Balkenrost gelegt werden konnte. — Auf diesen Plattformen nun wurden die eigentlichen Häuser der Pfahlbauer aufgerichtet, viereckige Hütten mit hölzernen Pfeilern, die Wände aus Flechtwerk gebildet, das hie und da von einem Lehmüberzug bedeckt war. Das Dach bestand aus Stroh oder Schilf, oft auch aus Tannenzweigen, der Boden wurde mit Lehm bedeckt und Kies in denselben fest eingestampft. Eine Steinplatte in der Ecke diente als Herd und das Haus war fertig; neben den Häusern aber fanden auf der Plattform auch die Ställe für die wenigen Hausthiere der Pfahlbauer ihren Platz. — So sah also ein Pfahldorf aus.

„So? gerade so?“ hört der Bote manchen geneigten Leser fragen. „Ja woher weißt Du denn das eigentlich so genau; dabei gewesen wirst Du wohl nicht sein!“ Nein, lieber Leser! aber das kann man Alles genau erforschen aus den Ueberresten jener Bauten; an vielen Orten freilich, wo die Pfahldörfer jetzt noch im See stehen, hat dies seine Schwierigkeiten, aber an anderen, wo durch Tieferlegen des Sees die Bauten trocken gelegt worden sind, oder wo sie durch allmälige Torfbildung umhüllt worden sind, können wir die Bauart dieser uralten Wohnungen wie aus einer Chronik ablesen; man findet noch den Pfahlrost mit seinen Balken, den Lehm Boden mit der Herdplatte, sogar vom Lehmüberzug der Wände haben sich Stücke erhalten, durch das Feuer, das die meisten Pfahlbauten zerstört hat, zu Ziegel gebrannt.

Ja noch mehr! Wir wissen aus jenen Ueberresten, was die Pfahlbauer für Werkzeuge und Waffen, Schmuck und Kleider besaßen, welche Thiere sie gejagt, welche als Hausthiere gezähmt, was für Pflanzen sie angebaut haben.

Nach den Werkzeugen und Waffen können wir in den Pfahlbauten drei Perioden unterscheiden.

In den ältesten Pfahlbauten, die manchmal den neueren zur Grundlage dienen, hat man Steinwaffen gefunden: Beile aus hartem Feuerstein gefertigt oder gar aus einem asiatischen Steine, dem Nephrit, der durch Tauschhandel den Pfahlbauern zugekommen sein muß, dienten zugleich als Waffen und Werkzeug. Ein hölzerner Stiel, oft mit einem Stücke Hirschhorn verbunden, trug die geschärfte Steinart. Steinerner Meißel mögen beim Bau der Häuser benutzt worden sein, steinerne Lanzen- und Pfeilspitzen dienten dem Kriege und der Jagd. Feuersteindolche wurden mit Knochen als Griff versehen. Feingespaltene Knochen dienten als Nadeln.

Wir sehen, die Waffen und die Werkzeuge jener Zeit waren sehr unvollkommen und roh; all die tausenderlei Dinge, die man heute aus Metall gießt oder schmiedet, kannte man nicht. Die Kunst, Metalle auszuschmelzen, war eben noch fast unbekannt, und nur wenige Völker verstanden es, kupferne Geräthe zu fertigen und das weiche Metall durch einen Zusatz von Zinn zu härten. Ein solches Gemisch beider Metalle nennen wir Bronze, und aus dieser bestehen die Waffen der zweiten Pfahlbauperiode. In dieser ist der Stein durch das Metall größtentheils verdrängt worden. Woher die Pfahlbauer die Bronze bezogen haben, wer es ihnen gelehrt hat, dieselbe zu bearbeiten, wissen wir nicht. Im Anfang waren die Bronzewaffen roh und ungeschlachtet, den Formen der Steinwerkzeuge nachgeahmt, und an vielen Orten mögen lange Zeit beiderlei Werkzeuge zugleich benutzt worden sein; der reiche Pfahlbauer führte Bronzewaffen und seine Frau bronzene Arm- und Beinringe, Haarnadeln und Ketten, während der ärmere sich mit Steinbeilen und seine Frau mit kleinen Muscheln und bunten Steinen behelfen mußte. Nach und nach endlich wurde die Bronze immer besser bearbeitet; die Geräthe und Waffen immer vollkommener, bis endlich auch sie wieder einem neuen Metalle Platz machte, dem Eisen, das überall erst weit später als das Kupfer zur Verwendung kam. Die Eisenperiode ist die neueste Zeit der Pfahlbauten, vielleicht fällt sie bereits in die Zeit der Römerherrschaft, und nur eine einzige schweizerische Pfahlbaute gehört ihr an.

Neben den Waffen und großen Werkzeugen hat man in allen Pfahlbauten auch kleinere Geräthe gefunden, Löffel und Schalen aus Horn und Holz, thönerne gebrannte Gefäße, gegen welche das häßlichste Heimbergertschell noch schön zu nennen ist, Schmucksachen für Männer und besonders für Frauen, die, wie es scheint, schon damals gerne etwas in die Ohren und um den Hals hängten. Daß aber die Pfahlfrauen, wenn sie sich schon, wie man es den Enkelkinder überhaupt nachsagt, gerne putzten, doch auch für's Haus sorgten und schafften, das beweisen die leinenen Gewebe, die man in den Pfahlbauten, zwar fast alle verfault, gefunden hat; die Spindel und eine einfache, rohe Art von Webstuhl waren wohl in jedem Pfahlhause zu finden und lieferten Kleider für den Sommer, während die Kleidung des Winters hauptsächlich aus Fellen bestanden haben mag.

Den Flachszu den Geweben lieferte der Ackerbau, der damals, wie bei Jägervölkern gewöhnlich, wahrscheinlich durch die Frauen betrieben wurde. Eine kleine Weizenart, Hirse und drei Gerstenarten waren die Hauptgetreide; die Gerstenkörner wurden wahrscheinlich geröstet gegessen, während aus zerquetschten Weizen- und Hirsekörnern schon dreierlei Brod gebacken wurde, meist in Gestalt flacher Kuchen. Als Gemüsepflanzen wurden Erbsen, Bohnen und Linsen gebaut; Holzäpfel und Pflaumen, Himbeeren und Brombeeren, vielleicht auch Kirschen und Birnen wurden als Obst verzehrt, Haselnüsse und Buchnüsse, Mohn und Flachszu lieferten Del, der Kümmel diente als Gewürz.

Spendete der Ackerbau die Pflanzennahrung, so boten dem Pfahlbauer Jagd und Viehzucht die thierische Nahrung. Wir kennen aus den Pfahlbauten mehrere Hausthiere. Der Haushund bewachte schon damals die Hütten; außerdem besaß man zwei Schweinerrassen, das Torfschwein und eine größere Art, die wahrscheinlich vom Wildschwein abstammt, ein ziegenhörniges Schaf, die Ziege und zwei Rindviehrrassen, die kurzhörnige Torfkuh und eine große starke Art, die vom Urochsen abstammt. Dagegen fehlte das Geflügel, und kein Hahn weckte die Pfahlbauer am frühen Morgen mit fröhlichem Ruf.

Weit mehr Fleischnahrung aber als das zahme Hausgethier lieferte das Wild der dichten Wälder, die damals wie heute aus Tählen, Roth- und Weißtannen, Buchen, Eichen u. s. w. bestanden. Die besten Bogen zur Jagd lieferte das zähe Holz des Eibenbaumes, die Esche gab Keulen; die Eichenstämme, zu schwerfälligen Booten, sogenannten Einbäumen, zurechtgezimmert, führten zu Fischfang und Jagd die Männer über den See. Im Walde aber tummelten sich der gewaltige Elennhirsch, der Edel- und der Dammhirsch, Urochse und Auerochse, der Steinbock, der jetzt selbst in den Hochalpen fast ausgestorben ist, der Bär und der Wolf und boten reiche Jagd. Mit Pfeil und Bogen, mit Lanze und Beil wurden die Thiere der Wildnis erlegt, und ein besonderer Lederbissen war dem glücklichen Jäger das Mark seiner Beute, aus den gespaltenen Knochen gesogen. — Das Leben war wild und rauh; im beständigen Krieg mit den wilden Thieren des Waldes, mit den feindlichen Stämmen der Umgegend konnten Gesittung und friedliche Künste sich wenig entwickeln. — Welches Volk nun diese Pfahlbauten errichtet, in welchen Jahrhunderten oder Jahrtausenden es gelebt hat, das wissen wir nicht; nur das kann man mit Sicherheit annehmen, daß die Pfahlbauten der Schweiz schon lange vor der Zeit der Römerherrschaft, wohl 1000—2000 Jahre vor Christi Geburt existirt haben, daß die meisten derselben durch Feuer zerstört worden sind, und endlich, daß Ackerbau und Viehzucht der Pfahlbauer nicht auf Asien, sondern auf Afrika als Stammland hinweisen, denn es fehlen den ältesten Pfahlbauten die asiatischen Hausthiere und Kulturpflanzen, namentlich der Roggen und der Hafer, durchaus. Damit ist aber nicht gesagt, daß weil die spärliche Gesittung der Pfahlbauer auf Afrika hinweist, diese selbst dann auch afrikanischen Stammes gewesen sein müssen. Die damaligen Bewohner der Schweiz waren ein wildes raubes Jägervolk, von weißer Hautfarbe, wahrscheinlich feltischen Stammes, die Stammväter der alten Helvetier, deren Kämpfe gegen die Römer und deren endliche Unterwerfung uns Cäsar berichtet. In Sitten und Lebensweise aber waren sie kaum anders als heute manche wilde Völkerschaften



Ein Behergewinner am Schützenfest.

Afrikas und Australiens, die ja auch jetzt noch theilweise Pfahlbauten bewohnen und steinerne Waffen und Werkzeuge führen.

Nach einer „guten alten Zeit“ aber, deren Gesittung nicht höher stand, als heute diejenige der Australneger oder der Hottentotten, wird es wohl selbst die nicht stark gelüsten, die am meisten und am tiefsten nach der nie dagewesenen „guten alten Zeit“ seufzen. Sie werden finden, es lebe sich denn doch in der jetzigen bösen Welt um ein gut Theil besser und behaglicher als damals.

Deutliche Beschreibung.

Ein Pfarrer hatte eines Abends Kinder aus dem Dorfe zu sich geladen, denen seine Frau auf dem Klavier spielte. Beim Weggehen der Kinder fragte er einen Knaben, ob er seinen Eltern eine Beschreibung von dem Instrument machen könne, das er eben erst gehört habe. „O ja!“ antwortete der Knabe. „Und wie willst du's denn sagen?“ „Me drückt und de giht's!“

Ein Zahn Newtons.

Als Newton, der später so berühmte englische Gelehrte, in Gratham studirte, hatte er kaum den nothdürftigsten Lebensunterhalt. 1870, also 210 Jahre später, kaufte ein Lord einen Zahn dieses Gelehrten für 16,595 Fr.

Listige Rechnungsaufgaben.

1. Ein Vater sandte seine zwei Knaben aus, um Salz zu holen. Er gab ihnen 50 Rappen mit und sagte ihnen, das Pfund koste 10 Rappen. Unterwegs verloren sie ihr Geld; wie viel Salz brachten sie wohl zurück?

2. Einer fragte den andern: „Wie alt bist du?“ „Gerade noch einmal so alt als mein Sohn,“ antwortete der Gefragte. Wie alt war er?

Das eidgenössische Schützenfest in St. Gallen 1874.

Daß es im lieben Schweizerlande an Festen just nicht fehlt, ist bekannt genug, und wenn der Bote allen nachlaufen und von jedem eine Beschreibung liefern sollte, so müßte er statt seines Stelzfußes Siebenmeilenstiefel haben und sein Festbericht würde so lang, wie eine richtige Fürsprech-Rechnung.

An allen Orten kann man nicht sein, so läßt denn der Bote die Schwinger und Turner, die Sänger und Feuerwehrmänner, die Musiker, die Pfarrer und die Schulmeister, und wie sie sonst alle noch heißen, ihre Feste feiern und gönnt ihnen ihre Freude von Herzen, ohne deshalb zu meinen, es müsse jedes Fest und jede Festrede als eine patriotische That und wichtiges Ereigniß der staunenden Nachwelt überliefert werden. Ein Fest gibt es aber in der Schweiz, das vor allen andern zum wahren Volksfeste geworden ist, das seit einem halben Jahrhundert mehr als alle andern dazu geholfen hat, die Schweizer jeden Stammes, jeder Zungen, jedes Glaubens zu einem Volke zu verkitten, das ist das eidgenössische Schützenfest, die Schweizer Landsgemeinde, wie man es mit Recht nennt, und an dem möchte der Bote nicht vorübergehen, ohne seiner kurz zu gedenken.

Das Schützenfest dieses Jahres hatte eine doppelte Bedeutung; der eidgenössische Schützenbund, im Jahre 1824 am Feste zu Aarau gestiftet, feierte mit dem Fest von

St. Gallen sein 50jähriges Jubiläum, und es ist wohl zu begreifen, daß eine solche Feier bei allen Schützen Land auf Land ab frohen Anklang und begeisterte Begrüßung wecken mußte, leben ja doch von den Männern, die damals den Bund gestiftet, noch viele unter uns und haben ja sogar noch manche jener Veteranen, die 1824 in Aarau gedoppelt haben, auch in St. Gallen im Jahre 1874 noch ihre Stutzen mit Ehren geführt. Auf der andern Seite aber war das St. Gallerfest das erste größere eidgenössische Fest seit Annahme der neuen Bundesverfassung, nicht ein Siegesfest der Revisionsfreunde sollte es werden, sondern ein Versöhnungsfest der streitenden Brüder, und das ist es auch geworden; Revisionsfreunde und Gegner haben sich in St. Gallen freundlich die Hand gereicht und gegenseitig gefunden, daß sie doch lange nicht so schwarz aussähen, wie man sie vor dem Entscheidungstage im Kampf der Meinungen gemacht hatte.

Der Verlauf des Festes war ein durchaus befriedigender und ungetrübter. Am 19. Juli wurde durch die Uebergabe der eidgenössischen Fahne an das St. Galler Comité das Fest eröffnet, am 27. durch die Preisvertheilung geschlossen. Die Schweizer in Heimat und Fremde hatten es sich auch diesmal nicht nehmen lassen, den Gabentempel reich auszustatten; die alte Stadt St. Gallen hatte sich auf's herrlichste geschmückt und den Gästen den besten Empfang bereitet. Im Schießstande knatterte und krachte es wie in einer heißen Schlacht, mehr als 1 Million Kehrmarken wurden gelöst; vor dem Gabentempel wurde es nicht leer von an- und abziehenden Schützengesellschaften, in der Festhütte wogte das fröhlichste Leben und manchengewichtiges, kräftiges Wort schallte von der

Rednerbühne in die bewegte Volksmenge herunter. Kurz, das Fest war eines der schönsten, die noch gefeiert worden sind, ein Volksfest im wahren Sinne des Wortes. Nicht jeder Schütze war freilich dabei so glücklich, wie der Kaufmann Danuser in Chur, der mit dem besten Schusse im „Vaterland“ die Gabe der Schweizer in Buenos-Ayres, 5000 Franken in Gold, gewann, aber jeder Schütze, ob Sieger oder nicht, wird dem Schützenfeste von St. Gallen ein dankbares Andenken bewahren. Einen glücklichen Schützen, einen fröhlichen Becher- und Nummerngewinner stellt das Bild des Boten seinem Leser dar, welcher der vielen Bernerschützen damit gemeint ist, will. der Bote nicht verrathen, es bleibt eben jedem geneigten Leser und jeder Leserin selbst überlassen, sich Hans oder Benz, Heiri oder Ueli in dem Glücklichen vorzustellen und die Ungenauigkeit des Portraits damit zu entschuldigen, daß eben weder Hans noch Benz, dem Zeichner vorher seine Photographie geschickt hat.

Schlußwort.

An manchem Haus im Vernerland
Der Bote schon ein Sprüchlein fand,
Ein altes Sprüchlein, kurz und schlicht,
Doch ohne Weisheit ist es nicht.
Und wer, wie der Kalendermann,
Für jeden etwas bringen muß,
Der wendet es als Wahlspruch an
Und bringt es Euch als Abschiedsgruß:
„Wenn Einer ist auf dieser Erden
Der's allen Leuten recht kann thun,
Den bitte ich in allen Ehren,
Daß er mich diese Kunst thät' lehren.“

Großer Kalenderverkauf.

8 bis 10 Sorten Kalender. Schulbücher in größter Auswahl. Bei **Rud. Schumacher**, Buchbinder, beim Zeitglockenthurm in Bern, Nachfolger von Wittwe Straub.